



# GREIFSWALDER UNIVERSITÄTS- REDEN

## **Die erste Deportation von deutschen Juden vor 70 Jahren aus Pommern**

Gedenktag für die Opfer des  
Nationalsozialismus  
am 27. Januar 2010 in Greifswald



# Inhaltsverzeichnis

Vorwort	
PD Dr. Johannes Zimmermann, Theologische Fakultät	4
Grußworte	
Dr. Wolfgang Flieger, Kanzler der Universität Greifswald	5
Oberbürgermeister der Universitäts- und Hansestadt Greifswald – verlesen durch Andreas Sappelt	6
Vorträge	
Prof. Dr. Thomas Stamm-Kuhlmann, Historisches Institut „Die Deportationen aus dem Reich als Vorbereitung der Endlösung“	8
Dr. Irmfried Garbe, Theologische Fakultät „Zur Deportation aus dem Regierungsbezirk Stettin im Februar 1940“	15
Dokumente	
Bericht von Elsa Meyring	21
Aus den Briefen von Martha Bauchwitz und Anna Grüneberg	43
Impressum	61

# Vorwort

PD Dr. Johannes Zimmermann  
Theologische Fakultät

Am 12. und 13. Februar 1940 wurde auf dem Stettiner Güterbahnhof der reichsweit erste Judentransport zusammengestellt. Offiziell hieß es, die Juden des Regierungsbezirkes Stettin würden „evakuiert“. Den Betroffenen war nicht klar, dass es auf eine Reise ging, von der es für die allermeisten keine Rückkehr geben sollte. Die Liste der Deportierten enthält 1.124 Namen – Namen, die nicht vergessen werden dürfen, von denen aber die meisten lange vergessen waren. Einige der Deportierten hielten Briefkontakt mit ihren deutschen Nachbarn und Freunden. So entstanden Zeugnisse, die den Namen Stimmen, Gefühle und Menschlichkeit bewahren und verleihen.

Der aus Vertretern von Stadt und Universität Greifswald bestehende Vorbereitungskreis des Gedenktages für die Opfer des Nationalsozialismus entschied sich, eine Auswahl von Zeugnissen jener pommerschen Deportierten am 27. Januar 2010 zu Gehör zu bringen. Wir nahmen zum Anlass, dass sich in diesem Jahr die Erinnerung an dieses leidvolle Geschehen zum 70. Male jährt. Manche der Dokumente lagen bereits gedruckt vor, andere konnten aus Originalbriefen zusammengestellt werden.

Wir danken den Angehörigen der Betroffenen, dass einige der Briefauszüge hier zum ersten Mal publiziert werden können.

Wir danken Katja Klemt, Anja Taschenberg und Christian Holm vom Theater Vorpommern für die einfühlsame Verlesung der Zeugnisse und der Dramaturgin Christine Darr für die bereitwillige Aufnahme unseres Anliegen. Wir danken den Musikern Anna-Juliane Peetz (Kontrabass) und Erik Ullman (Fagott) für die eindruckliche Darbietung einiger Abschnitte aus „Monolog Nr. 5“ und „Monolog Nr. 18“ des schwedischen Komponisten Erland von Koch. Dem Pommerschen Landesmuseum in Greifswald danken wir für die Zusammenarbeit. Vor allem danken wir den beiden Referenten Thomas Stamm-Kuhlmann und Irmfried Garbe, die die Veranstaltung historisch einleiteten.

Am Abend des 27. Januar 2010 waren wir überrascht über die große Resonanz, die die Veranstaltung trotz heftiger Schneefälle fand. Ein Grund dafür liegt sicher im lokalen Bezug zu Pommern und Greifswald. Aus diesem Grund haben wir es begrüßt, dass Irmfried Garbe die Initiative zur Veröffentlichung der Vorträge und der Briefauswahl in den Greifswalder Universitätsreden ergriff und bereit war, die Herausgeberschaft zu übernehmen. Dadurch werden sie nun einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Für den Vorbereitungskreis  
PD Dr. Johannes Zimmermann

Sehr geehrter  
Herr Oberbürgermeister Dr. König,  
liebe Greifswalder,  
sehr geehrte Damen und Herren!

Im Namen des Rektorats der Universität Greifswald begrüße ich Sie bei dieser Gedenkveranstaltung für die Opfer des Nationalsozialismus, die gemeinsam von der Stadt Greifswald und der Universität in Kooperation mit dem Pommerschen Landesmuseum veranstaltet wird.

Nach landläufiger Auffassung besteht die Aufgabe von Universitäten insbesondere darin, einen Beitrag zur Gestaltung der Zukunft zu leisten; sei es durch die Vermittlung akademischer Bildung und Ausbildung an junge Menschen, sei es durch Forschung.

Mindestens diejenigen Universitäten, die auch über geschichtswissenschaftliche Professuren verfügen, sind aber auch dazu prädestiniert, die Erinnerung an die Geschichte wachzuhalten. In Greifswald wird dies von den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sowohl der Philosophischen Fakultät wie auch der Theologischen Fakultät beispielhaft wahrgenommen.

Erlauben Sie mir zwei assoziative Bemerkungen zum Anlass und Inhalt dieser Gedenkveranstaltung:

Vor Kurzem wurde am Caspar-David-Friedrich-Institut der Film „Menschliches Versagen“ von Michael Verhoeven gezeigt. Darin zeigt Verhoeven

anhand von Akten der Finanzämter Köln und München, wie weite Teile der zivilen Bevölkerung im Dritten Reich von der „Arisierung“ des Vermögens ausgewandelter, geflohener und deportierter Juden profitiert haben. Dabei meint Vermögen meist nicht Geldvermögen, sondern Kleidung, Möbel sowie Geschäftslokale und deren Einrichtung. Der Film ist ein beklemmender Beleg für die Banalität und die formale Rechtsförmigkeit des Bösen im Dritten Reich.

Vor 16 Tagen, am 11. Januar, starb im Alter von 100 Jahren Hermine, genannt „Miep“, Gies. Zwischen Juli 1942 und August 1944 hatte sie gemeinsam mit anderen die Familie von Anne Frank in Amsterdam vor den Deutschen Besatzern versteckt und bewahrte das Tagebuch von Anne Frank auf, nachdem diese entdeckt und nach Auschwitz deportiert worden war. Ich bin den Zeitläuften dankbar dafür, dass ich noch keine Gelegenheit hatte, unter Beweis zu stellen, dass meine ganz persönliche Zivilcourage an die von Miep Gies heranreicht.

Für die organisatorische und inhaltliche Gestaltung dieses Gedenktages danke ich allen Beteiligten, insbesondere Herrn Dr. Garbe, Herrn Professor Stamm-Kuhlmann und Herrn Privatdozent Zimmermann.

# Grußwort<sup>1</sup>

des Oberbürgermeisters  
verlesen von Andreas Sappelt

Sehr geehrte Damen und Herren!  
Herr Dr. Flieger,  
Herr Professor Stamm-Kuhlmann,  
sehr geehrter Herr Dr. Garbe!

Spät, im Jahre 1996, wurde in der Bundesrepublik Deutschland der Holocaust-Gedenktag als offizieller Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus eingeführt. Die im Bundestag vertretenen Parteien folgten damit einem Vorschlag des Zentralrats der Juden, der im Jahr zuvor aus Anlass des 50. Jahrestages der Befreiung des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz durch sowjetische Truppen für den 27. Januar als Gedenktag plädiert hatte. In der ersten öffentlichen Gedenkstunde im Bundestag am 19. Januar 1996 äußerte Bundespräsident Roman Herzog, Auschwitz stehe als Synonym für „millionenfachen Mord, [...] Brutalität und Unmenschlichkeit, für Verfolgung und Unterdrückung aller Bevölkerungsgruppen, die die den Rassegesetzen der Nationalsozialisten und der damit verbundenen systematischen Vernichtungspolitik ausgesetzt waren“.

Die Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz und der anderen nationalsozialistischen Vernichtungslager zu erleben, war jenen weit über 1000 Juden, die im Februar 1940, ein knappes halbes Jahr nach der Entfesselung des Zweiten

Weltkrieges, aus dem Regierungsbezirk Stettin in das sog. Generalgouvernement verschleppt wurden, bis auf ganz vereinzelte Ausnahmen nicht vergönnt. Die allermeisten Opfer dieser ersten Judendeportation aus dem Altreich starben in den nationalsozialistischen Arbeits- und Vernichtungslagern.

Die historische Forschung hat sich der Geschichte dieser ersten Deportation deutscher Juden aus Pommern erst spät, dafür in jüngster Zeit aber verstärkt angenommen. Obgleich es eine Reihe noch offener Fragen gibt, konnte unser Wissen über Hintergründe und Ablauf dieses nationalsozialistischen Gewaltverbrechens dank der Forschungen v.a. von Herrn Prof. Wolfgang Wilhelmus nicht unmaßgeblich erweitert werden. Ihm und unserem heutigen Referenten Dr. Irmfried Garbe ist es zu danken, dass die Namensliste der 1940 aus dem Regierungsbezirk Stettin deportierten Juden im vergangenen Jahr ediert und mit Unterstützung der Geschichtswerkstatt Rostock e.V. und der Landeszentrale für Politische Bildung Mecklenburg-Vorpommern als Sonderheft der Zeitschrift „Zeitsgeschichte Regional“ erscheinen konnte.

Wie aus der erwähnten Namensliste zu ersehen ist, befanden sich unter den im Februar 1940 aus Pommern deportierten Juden auch einige jüdische Einwohner der Stadt Greifswald.

So der 1884 geborene Kaufmann Georg Feldmann und seine Frau Friederike,

bis 1938 Inhaber eines Geschäftes für Feinkost und Kolonialwaren in der Gützkower Straße 39. Nach der Deportation ins Generalgouvernement und zwangsweisem Aufenthalt in einem Ghetto bei Lublin wurden sie im Vernichtungslager Belzec ermordet.

So auch die 1877 geborene Elise Rosenberg, wohnhaft in der Langefuhrstraße 3 (heute Friedrich-Loeffler-Straße). Sie starb im Mai 1941 im Ghetto bei Lublin.

An das Schicksal der Genannten erinnern seit Juli 2008 auch in Greifswald die „Stolpersteine“ – auf Initiative des Künstlers Gunter Demnig, der Evangelischen Studierenden-Gemeinde und dem Arbeitskreis Kirche und Judentum in das Gehwegpflaster eingelassene Metalltafeln mit den Namen der im Nationalsozialismus verfolgten und ermordeten Menschen.

Sehr geehrte Damen und Herren!

Der Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus hat seit mehreren Jahren seinen festen Platz in der Erinnerungskultur von Stadt und Universität Greifswald. Die Judendeportation vom Februar 1940 musste zwar noch vor einem Jahr – mit Wolfgang Wilhelmus und Irmfried Garbe – als ein „Geschehen ohne Gedenkort“ charakterisiert werden. Indem ich nun das Wort an Professor Stamm-Kuhlmann übergebe, möchte ich jedoch meiner Hoffnung Ausdruck verleihen, dass unsere heutige Veranstaltung dazu beitragen möge,

dass die Erinnerung weitergetragen und damit unvergessen bleibt.

---

<sup>1</sup> Der Oberbürgermeister dankt dem Stadtarchivar Uwe Kiel für seine inhaltliche Zuarbeit.

# Vortrag

Prof. Dr. Thomas Stamm-Kuhlmann  
Historisches Institut

## Die Deportationen aus dem Reich als Vorbereitung der Endlösung

Der heutige Gedenktag nimmt seinen Anlass von der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz am 27. Januar 1945. Tatsächlich ist Auschwitz das räumliche Symbol für den Holocaust geworden, und das Lagertor von Birkenau mit dem mittig hindurchgeführten Bahngleis dürfte eines der bekanntesten Bilder aus dem 20. Jahrhundert abgeben. Wir haben uns an unserer Universität jedoch seit Einführung des Gedenktages vorgenommen, die Opfer des Nationalsozialismus in einem umfassenderen Sinn zu verstehen, und so wollen wir heute dazu beitragen, dass die Erinnerung sich nicht auf Auschwitz verengt. Bahngleise allerdings spielen auch hierbei eine maßgebliche Rolle.

Die Deportationszüge, die den Güterbahnhof von Stettin am 13. Februar 1940 verließen, waren die ersten, die aus dem sogenannten „Altreich“ abgefahren sind, wenn man darunter Deutschland in den Grenzen von 1937 versteht. Aber auch sie hatten ihre Vorläufer. So wurden im Oktober 1938 zwischen 12.000 und 17.000 Juden mit polnischer Staatsbürgerschaft in Sonderzügen der Reichsbahn an die

deutsch-polnischen Grenzübergänge gebracht und großenteils zu Fuß über die Demarkationslinie gejagt.<sup>2</sup> Im Zuge der sogenannten „Reichskristallnacht“ verhaftete man zwei Wochen später etwa 26.000 bis 30.000 männliche deutsche Juden, vornehmlich in den Großstädten, und brachte sie in die Konzentrationslager Sachsenhausen, Buchenwald und Dachau. Dies geschah mit Lastwagen, Bussen, mindestens zwei Dutzend Sonderzügen und, von München aus, auch zu Fuß. Diese Personen wurden nach einigen Wochen gegen das Versprechen, umgehend aus Deutschland auszuwandern, aus den Lagern wieder freigelassen.<sup>3</sup>

Das Auswanderungsversprechen deutet an, was zu jener Zeit noch im Zentrum der Aufmerksamkeit der Naziführung stand: Die Juden zu „entfernen“, und zwar, indem man sie zuvor möglichst weitgehend ausplünderte. Dieses Ziel der „Entfernung“ wandelte sich dann von der räumlichen Abschiebung hin zur physischen Ausrottung, und dieser Wandel hat sich in den Jahren zwischen 1938 und 1941 vollzogen.

Es hilft uns überhaupt, den Holocaust zu verstehen, wenn wir ihn uns als einen Prozess schrittweiser Steigerung und Konkretisierung vorstellen. Das Schema dazu hat Raul Hilberg schon vor fünfzig Jahren entwickelt.

## Definition

„Ein Vernichtungsprozess“, sagt Hilberg, „besteht aus einer Reihe von administrativen Maßnahmen, die auf eine klar umrissene Gruppe zielen.“<sup>4</sup> Folglich stellte sich die deutsche Bürokratie zunächst die Aufgabe, eine Definition dessen zu liefern, was den Juden ausmachte.

Die Definition, die der Referent im Reichsministerium des Innern Dr. Bernhard Lösener vorlegte und die in die Erste Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 14. November 1935 aufgenommen wurde, ist so lang und vertrackt, dass ich sie hier gar nicht vortragen kann. Sie wurde in weiteren Erlassen verfeinert. Ihnen sind solche Begriffe wie „Geltungsjude“ oder „Mischling so und so vielen Grades“ wahrscheinlich schon begegnet.

Mit der Definition war ein Ziel geschaffen. Dass dieses Ziel hasensenswert sei, dazu hatten Redner, Schriftsteller und der Volksmund über Jahrhunderte Begründungen geliefert; die Ungeziefermetapher ist nur eine davon. Die Definition bereitete die Rechtlosigkeit vor.

## Enteignung

Auf die Definition folgte die Enteignung. Die Enteignungen begannen von den Rändern her, da, wo der Kern des Eigentumsbegriffs noch nicht getroffen schien. Man entließ die Juden aus dem Staatsdienst und begann, ihre wirt-

schaftlichen Betätigungsfelder schrittweise einzuengen. Die bereits 1933 verübten Gewaltakte reichten aus, eine Atmosphäre der Einschüchterung zu erzeugen, in der Juden sich bereit zeigten, ihre Geschäfte und Unternehmen zu verkaufen. Ab 1938 wurden diese „Arisierungen“ vom Reichswirtschaftsministerium erzwungen und die Preise durch das Ministerium festgesetzt. Zu dieser Zeit wurde die Auswanderung der Juden noch gefördert. Mit Hilfe verschiedener Devisen- und Außenhandelsgesetze sowie der schon 1931 eingeführten „Reichsfluchtsteuer“ war dafür gesorgt, dass die Juden von ihrem Vermögen so wenig wie möglich mit ins Ausland nehmen konnten. Schon im März 1939 wurden arbeitslose Juden zur Zwangsarbeit verpflichtet.

## Konzentration

Der Konzentrationsprozess der Juden umfasste ihre räumliche Zusammenfassung einerseits und ihre Absonderung andererseits. Das Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre vom 15. September

---

<sup>2</sup> Vgl. Alfred Gottwaldt/Diana Schulle, Die „Juden-deportationen“ aus dem Deutschen Reich 1941–1945. Eine kommentierte Chronologie, Wiesbaden 2005, S. 27.

<sup>3</sup> Vgl. Gottwaldt/Schulle (wie Anm. 2), S. 28 ff.

<sup>4</sup> Raul Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden, 9. Aufl. Frankfurt am Main 1999, Bd. 1, S. 69.

1935 untersagte Eheschließungen und außereheliche Beziehungen zwischen Juden und „Staatsbürgern deutschen oder artverwandten Blutes“. In jüdischen Haushalten durften nur noch jüdische Hausangestellte tätig sein, Entsprechendes galt für jüdische Beherbergungsbetriebe. Seit 1938 sollten Juden nicht mehr dieselben Bade- und Kurorte benutzen wie der Rest der Bevölkerung. Wie man weiß, hatten einzelne Badeorte, auch auf Usedom, sich schon freiwillig für judenfrei erklärt.<sup>5</sup> Die Zahl der weiteren Schikanen ist Legion: Entzug der Fahrerlaubnis für sämtliche Juden, nächtliche Ausgangssperre, Einschränkung der Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel und so weiter.<sup>6</sup> Über die Frage der Wohnquartiere für Juden hatte es Meinungsverschiedenheiten zwischen Hermann Göring und Reinhard Heydrich gegeben. Heydrich setzte sich damit durch, dass innerhalb Deutschlands die Juden nur in einzelnen Häusern konzentriert werden und keine Ghettos geschaffen werden sollten. „Das Ghetto“, sagte Heydrich, „wo der Jude sich mit dem gesamten Judenvolk versammelt, ist in polizeilicher Hinsicht unüberwachbar.“<sup>7</sup>

Stempelung der Pässe, Hans Globkes Verordnung über die jüdischen Vornamen, Verbot, die Reichsfarben zu zeigen, schließlich die erst am 1. September 1941 verabschiedete Verordnung über den Judenstern sind bekannt, als letzter Schritt folgte die Vorschrift der Kennzeichnung jüdischer Wohnungen im Jahr 1942.

Schrittweise wurden die Juden in eine zentralisierte Selbstverwaltung gezwungen, die ab 1939 „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ hieß. Diese Selbstverwaltung sollte als Verhandlungspartner für die Gestapo und Behörden dienen; damit waren die Verhältnisse vor der Judenemanzipation des 19. Jahrhunderts wiederhergestellt.

In den besetzten Gebieten konnte man alles dies wesentlich unbehinderter durchführen, da keine Rücksichtnahme auf indirekt betroffene nichtjüdische Deutsche geboten war, wie sie noch beim Anzünden der Synagogen am 9. November 1938 beachtet wurde, indem die Feuerwehren angehalten wurden, ein Übergreifen der Brände zu verhindern. Daher finden wir den Judenstern schon eher in den besetzten Gebieten. Und in den besetzten Gebieten wurde auch unmittelbar zum Anlegen von Ghettos geschritten.

#### Deportation

Schon am 21. September 1939 hat derselbe Heydrich, der in Deutschland keine Ghettos wollte, einen Befehl an die in Polen tätigen Einsatzgruppen des Reichssicherheitshauptamts herausgegeben. In Teil I dieses Befehls war vorgeschrieben, die Juden aus den Gebieten Danzig, Westpreußen, Posen und dem östlichen Oberschlesien zu evakuieren. Hier ist vorgezeichnet, dass diese Gebiete mit dem Altreich vereinigt werden und deshalb ihm gleichgestellt werden sollten. „Die Juden der für die

Annexion vorgesehenen Gebiete sollten ins Landesinnere Polens, das spätere ‚Generalgouvernement‘, abgeschoben werden. Dort waren sie in Städten zu konzentrieren. Als Konzentrationspunkte kamen nur solche Städte in Frage, die an Eisenbahnschlüssen oder zumindest in der Nähe einer Bahnstrecke lagen. Grundsätzlich waren alle jüdischen Gemeinden mit weniger als 500 Mitgliedern aufzulösen und zum nächstgelegenen Konzentrationspunkt zu überstellen.“

Im Teil II des Befehls wurde die Bildung einer jüdischen Selbstverwaltung, diesmal unter dem Namen der Judenräte, angeordnet, die die Juden ihres Zuständigkeitsbereichs zu zählen hatte. Die Judenräte „waren für die Evakuierung der Juden vom Lande zu den Konzentrationspunkten, für ihre Verpflegung während des Transports und für ihre Unterbringung nach der Ankunft persönlich zur Rechenschaft zu ziehen.“ Als letztes Ziel, das noch nicht zu realisieren sei, nannte die Einleitung des Befehls eine später zu vollendende „Aussiedlung“ der Juden.<sup>8</sup>

Ist erst einmal der Gedanke einer Verschiebung jüdischer Bevölkerungsmassen gefasst, liegt der nächste Gedanke nahe, nämlich, die jüdische Bevölkerung des Reiches aus diesem auszuweisen und bis zur Verfügung über ihr ferneres Schicksal in den besetzten Gebieten sozusagen zwischenzuparken. Nach dem 15. November 1939, so lautete eine Vereinbarung, sollte das gesamte Eisenbahnnetz im

Generalgouvernement, die sogenannte Ostbahn, für eine Umsiedlung von Juden bereitgehalten werden.<sup>9</sup> Und aus einer Denkschrift des Statthalters im Generalgouvernement, Hans Frank, vom Januar 1940 für die Akademie für Deutsches Recht wissen wir, dass er damit rechnete, insgesamt eine Million Juden in sein Generalgouvernement aufzunehmen. 600.000 sollten aus den eingegliederten Gebieten, 400.000 aber aus dem Reich kommen – das entsprach der gesamten jüdischen Einwohnerschaft Deutschlands. Nach dem Sieg, so freute sich Frank, würden mehrere Millionen Juden Europas vermutlich nach Madagaskar ausgesiedelt. Auch die „überschüssigen Polen“ werde man weiter verschieben, vielleicht nach Sibirien.<sup>10</sup>

Wir haben es also mit zwei Phänomenen zu tun: Mit dem alten Wunsch, die Juden „weg zu haben“, und mit dem Machtrausch, man dürfe ganze Bevölkerungen auf dem Globus nach Belieben hin und her schieben.

---

5 Vgl. Frank Bajohr, „Unser Hotel ist judenfrei“. Bäder-Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert, 2. Aufl. Frankfurt am Main 2003.

6 Vgl. Joseph Walk, Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Eine Sammlung der gesetzlichen Maßnahmen und Richtlinien. Inhalt und Bedeutung, 2. Aufl. Heidelberg 1996.

7 Hilberg Bd. 1 (wie Anm. 4), S. 177.

8 Hilberg Bd. 1 (wie Anm. 4), S. 201.

9 Vgl. Hilberg Bd. 1 (wie Anm. 4), S. 216.

10 Ebd.

Die Deportation aus Stettin fügt sich hier ein. Sie blieb jedoch anfangs ein Einzelfall, denn noch am 12. Februar 1940 hatte sich Hans Frank nach Berlin begeben, um dort auf einer von Göring geleiteten „Konferenz über Ostfragen“ dagegen zu protestieren, dass sein Generalgouvernement mit Judentransporten überfüllt werde. Am 23. März 1940 hat Göring dann die Einstellung sämtlicher Evakuierungen angeordnet.<sup>11</sup>

Das Gezänk der Gauleiter und sonstigen Verantwortlichen drehte sich darum, dass natürlich für die eintreffenden Juden Wohnraum beschafft werden und sie ernährt werden mussten. Außerdem hatte ein Mann wie Frank seine eigenen Phantasien davon, was er aus seinem Herrschaftsbereich zu machen gedachte, und fühlte sich abgewertet, wenn dieser nur als Deponie für unerwünschte Untermenschen gelten sollte.

## Vernichtung

Im Herbst 1941 sehen wir gewöhnlich den Moment, in dem die Entscheidung gefallen sein dürfte, aus der vagen Abschiebung in eine unbestimmte Ferne die physische Vernichtung zu machen. Dabei erwies es sich als praktisch, dass die ganze Aussiedlungsrhetorik aufgebaut war, denn sie konnte nunmehr wirkungsvoll für Tarnzwecke eingesetzt werden. In einem Schreiben vom 18. September 1941 hat der Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei, Heinrich Himmler, dem Gauleiter und Reichsstatthalter Arthur Greiser im

„Reichsgau Wartheland“ mitgeteilt, der Führer wünsche nunmehr, das Altreich und das Protektorat Böhmen und Mähren schleunigst „von Juden geleert und befreit“ zu sehen. Die Juden sollten zunächst beispielsweise in das Ghetto von Lodz einquartiert werden, das zum „Reichsgau Wartheland“ gehörte und also eingegliedertes Gebiet war.<sup>12</sup> Der als Teil der deutschen Zivilverwaltung eingesetzte Oberbürgermeister von Lodz protestierte gegen die Deportationen, denn die Wohndichte im Ghetto werde dann von 5,8 auf 7 Personen pro Zimmer ansteigen, es fehle an Brennstoff, der Hunger werde zunehmen, und Seuchen seien unvermeidlich. Neue Fliegenschwärme würden schließlich auch die deutschen Stadtviertel in Mitleidschaft ziehen.<sup>13</sup>

Offenbar ließ sich Himmler von den Protesten der NS-Funktionäre beeindrucken. Im Oktober 1942 nahm er Verhandlungen auf, die sicherstellen sollten, dass die Transporte aus dem Reich gleich ins „Reichskommissariat Ostland“, also in die besetzten Teile der Sowjetunion, weiter geleitet würden.<sup>14</sup>

Den Kurswechsel hin zur Vernichtung erkennt man auch daran, dass Himmler einen Monat, nachdem er die Deportationen aus dem Reich wieder aufgenommen hatte, nämlich am 18. Oktober 1941, die Initiative zu einem allgemeinen Auswanderungsverbot für die Juden ergriff, wobei natürlich zwischen Auswanderung, das heißt dem Verlassen des deutschen Macht-

bereichs, und „Evakuierung“, das heißt Transport nach dem Osten, sorgfältig unterschieden wurde.<sup>15</sup>

Das Ausmaß der Deportationen und das Schicksal der Deportierten

Es sind zwanzig Sonderzüge bekannt, die von verschiedenen Bahnhöfen im Reich, darunter Wien, Düsseldorf, Hamburg, Trier, Prag, Berlin und Köln, ins Ghetto Litzmannstadt oder Lodz gefahren sind. Das Ghetto, in dem die Menschen schon durch Hunger, Krankheit und Überarbeitung zugrunde gerichtet worden waren, erwies sich als Durchgangsstation. Die ersten einheimischen Juden aus der Umgebung von Lodz wurden bereits am 7. Dezember 1941 im 60 km entfernten Lager Kulmhof mit Hilfe von Autoabgasen getötet; dann kamen die polnischen Juden aus dem Ghetto an die Reihe, und schließlich etwa 10.000 derjenigen Juden, die im Oktober und November 1941 mit den 20 Transporten aus dem Reich nach Lodz gelangt waren und nicht als „arbeitsfähig“ galten. Im August 1944 wurden die letzten in Litzmannstadt lebenden und arbeitenden deutschen Juden anlässlich der Auflösung des Ghettos nach Auschwitz gebracht.<sup>16</sup> Die aus Stettin in den Distrikt Lublin transportierten Juden wurden 1942 teils nach Bezec und Majdanek gebracht, teils zusammengetrieben und an Ort und Stelle umgebracht.<sup>17</sup>

Weitere Deportationsziele aus dem Großdeutschen Reich waren: Minsk,

Kowno oder Kaunas, wie es heute heißt, Riga, der Distrikt Lublin, Warschauer Ghetto, Mały Trostinec (Klein Trostinetz) bei Minsk, Raasiku in Estland, Treblinka, Theresienstadt und erst ab Mai 1942 Auschwitz. Insgesamt hat man über 600 Transporte ermitteln können, die zum Teil nur einen Menschen umfassten, zum Teil mehr als zweieinhalbtausend.

Aus einem Fernschreiben der Stapoleitstelle Düsseldorf wissen wir, dass die Reichsvereinigung der deutschen Juden mit dem Juni 1943 als „praktisch aufgelöst“ zu gelten habe, was auch nur als Hinweis darauf gedeutet werden kann, dass man zu diesem Zeitpunkt das Reich „judenfrei“ machen wollte.<sup>18</sup>

Der letzte Transport fand am 15. April 1945 statt und führte vom Amstetten nach Theresienstadt. Die Mindestzahl der von den Deportationen aus dem Reich erfassten Personen beträgt 265.000 Menschen. Nicht alle von ihnen wurden erst in einem Ghetto oder einem Lager aufbewahrt. Manche fuhren direkt in den Tod. Doch auch den Ghettos war

---

<sup>11</sup> Vgl. ebd.

<sup>12</sup> Vgl. Hilberg Bd. 1 (wie Anm. 4), S. 222.

<sup>13</sup> Vgl. ebd.

<sup>14</sup> Vgl. Gottwald/Schulle (wie Anm. 2), S. 55.

<sup>15</sup> Vgl. Gottwald/Schulle (wie Anm. 2), S. 61.

<sup>16</sup> Vgl. Gottwald/Schulle (wie Anm. 2), S. 67.

<sup>17</sup> Vgl. Gottwald/Schulle (wie Anm. 2), S. 36.

<sup>18</sup> Vgl. Faksimile in Gottwald/Schulle (wie Anm. 2), S. 386.

nur die Funktion zgedacht, die Juden für eine Zwischenzeit zu speichern, ehe man sie einem massenhaften Tod noch weiter „im Osten“, also vielleicht im kalten und unwirtlichen Sibirien oder, nachdem mit einem Sieg über die Sowjetunion nicht mehr zu rechnen war und die Pläne konkreter geworden waren, in den Gaskammern zuführte. So bildeten die Deportationen eine Etappe auf dem Weg zur „Endlösung“.

Deportationspläne waren nur zu realisieren, wenn Fahrpläne klappten. Wir müssen uns klarmachen: Die Deutsche Reichsbahn ist ein maßgeblicher Akteur der Judenvernichtung gewesen. Kapazitäten mussten frei gemacht werden, was angesichts der sich verschlechternden Kriegslage immer schwerer fiel, aber eben, zur „besonderen Freude“ Heinrich Himmlers, immer wieder geschehen ist.<sup>19</sup> Die Reichsbahn kassierte für jeden beförderten Juden je Personenkilometer vier Pfennig, womit sie vermutlich Gewinn gemacht hat, denn für einen beförderten Soldaten wurden ihr nur anderthalb Pfennig erstattet.<sup>20</sup> Ein Hauptmann der Schutzpolizei beklagte sich in einem Bericht aus dem Dezember 1941, dass „die Reichsbahn wegen des festgelegten Fahrplans nur mit Widerwillen“ auf die Wünsche der Transportführer von Deportationszügen eingehe, genügend Zeit für die Verabreichung von Trinkwasser an die in den Zügen eingesperrten Juden bereitzustellen. „Bei einer Nichtversorgung mit Wasser versuchen sie dann, trotz Verbot, bei jeder

sich bietenden Gelegenheit aus dem Zug zu gelangen, um sich Wasser zu holen oder holen zu lassen.“<sup>21</sup> Dieses Kapitel deutscher Schreibtischtäterschaft ist juristisch so gut wie überhaupt nicht aufgearbeitet worden.

---

<sup>19</sup> Vgl. Heiner Lichtenstein, Pünktlich an der Rampe. Der Horizont des deutschen Eisenbahners, in: Jörg Wollenberg (Hg.), „Niemand war dabei und keiner hat's gewußt.“ Die deutsche Öffentlichkeit und die Judenverfolgung 1933–1945, 2. Aufl. München/Zürich 1989, S. 210.

<sup>20</sup> Lichtenstein (wie Anm. 19), S. 214.

<sup>21</sup> Lichtenstein (wie Anm. 19), S. 223.

**Zur Deportation aus dem  
Regierungsbezirk Stettin im  
Februar 1940<sup>22</sup>**

Liebe Greifswalder,  
meine sehr verehrten Damen und  
Herren,

es herrschten dieselben Tiefkühltemperaturen, wie wir sie in den letzten Tagen erlebten, als in den Abendstunden des 12. Februar 1940 in den größeren Orten des Regierungsbezirkes Stettin die reichsweit erste Deportation von Juden gestartet wurde.<sup>23</sup> Nach genau vorgegebenem Zeitplan wurden die Betroffenen überfallartig von zwei bis drei Geheimpolizei-Beamten bzw. SA- oder SS-Dienstgraden aufgesucht, die ein von der Gestapo-Leitstelle Stettin ausgestelltes Schreiben verlasen. Darin heißt es u. a.: „Es wird Ihnen hiermit eröffnet, daß Sie innerhalb von 7 Stunden Ihre Wohnung zu verlassen haben. Die Ihnen dieses Eröffnenden sind gehalten, bis Sie Ihre Koffer gepackt und Ihre Wohnung ordnungsgemäß hergerichtet haben, bei Ihnen zu bleiben und Sie alsdann zum Bahnhof zu bringen. Sie werden ersucht, die Schlüssel an sämtlichen Behältnissen, Schränken usw. stecken zu lassen; ebenso die inneren Wohnungsschlüssel. [...] Den Haus- und Korridorschlüssel haben Sie mit einem Bändchen und einem daran befestigten Stück Pappe zu versehen und Ihren Namen und Wohnung darauf zu schreiben. Diese Schlüssel haben

Sie dem Ihnen dieses Eröffnenden zu übergeben.“ Detailliert festgelegt war, was an Handgepäck auf den Transport mitgenommen werden dürfe. Zur Bekleidung hieß es bereits unheilvoll: „es können auch zwei Mäntel und doppelte Unterwäsche angezogen werden“. Strikt untersagt wurde die Mitnahme von Geld, Wertpapieren, Devisen, Sparkassenbüchern und Wertsachen aller Art, ausgenommen war nur der Ehering. Die gesamte Vermögenssituation war bis auf den Pfennig genau aufzulisten. Als Identifikationsmittel sollten Ausweis oder

---

<sup>22</sup> Während des Vortrages wurden 25 Folien gezeigt, die den Bericht mit Foto-, Karten- und Dokumentationsmaterial veranschaulichten. Aus technischen Gründen müssen die Abbildungen hier unterbleiben.

<sup>23</sup> Zum Vorgang und seinen Quellen vgl. Irmfried Garbe, „Schläft das Reich?“ – Erinnerung an die erste Judendeportation aus dem Altreich: Pommern Februar 1940, in: Grenzregion zwischen Pommern und Mecklenburg. Vorträge 2004–2005, hg. von Henning Rischer (Schriften des Fördervereins Kreisheimatmuseum Demmin, 6), Schwerin 2006, S. 128-139; sowie Wolfgang Wilhelmus/Irmfried Garbe, Die Lubliner Judenliste. Die erste Deportation deutscher Juden vom 13. Februar 1940 aus dem pommerschen Regierungsbezirk Stettin, in: Die Namensliste der 1940 aus dem Regierungsbezirk Stettin deportierten Juden (Zeitgeschichte regional – Sonderheft Nr. 3), Rostock 2009, S. 4-13.

Kennkarte eingesteckt werden. „Außerdem haben Sie sich selbst ein Schild um den Hals zu hängen, auf dem Ihr Name und Geburtstag angegeben sind.“ Das Schreiben endete mit der Drohung: „Allen Anordnungen derjenigen, die Ihnen diese Verfügung bekanntgeben, haben Sie unbedingt und ohne Widerspruch Folge zu leisten und jede geforderte Auskunft zu erteilen, andernfalls Sie mit schwersten Strafen belegt werden.“ Der Schlußsatz lautet: „Diese Verfügung ist für Ihren Inhaber zugleich Ausweis.“<sup>24</sup>

Laut einer im Deportationsgebiet Lublin angelegten Liste<sup>25</sup> wurden mindestens 1120 Deutsche aus dem westlichsten Regierungsbezirk der Provinz Pommern von dieser Aktion betroffen. Darunter waren auch vier Schwangere, die ihre Kinder erst am Deportationsort entbanden. Die meisten Betroffenen standen jedoch in höherem Alter. Es gab aber auch ganze Familien wie die Saulmanns mit drei schulpflichtigen Kindern aus Heringsdorf. Aus Greifswald waren fünf ältere Personen betroffen: Else Burchard aus der Kuhstraße 7, Georg und Friederike Feldmann aus der Gützkower Straße 39, Elise Rosenberg aus der Langefuhrstraße 3 (heute Friedrich-Loeffler-Straße) und schließlich eine bereits auf dem Transport verstorbene Frau, deren Namen infolge einer Beschädigung des letzten Blattes der Liste nicht mehr feststellbar ist. Erfaßt wurden von dieser Deportation alle transportfähigen „Juden“ („Juden“ im Sinne der NS-Gesetzgebung, denn de

facto hatten sich zahlreiche Betroffene von ihrem „Judesein“ gelöst) des Regierungsbezirkes Stettin, namentlich also Personen aus den Kreisen Barth, Stralsund, Rügen, Grimmen, Greifswald, Greifswald-Land, Usedom-Wollin, Demmin, Anklam, Ueckermünde, Greifenhagen, Pyritz, Stargard, Saatzig, Naugard und Cammin. Vier Fünftel der Betroffenen aber waren in der Metropole Stettin gemeldet.<sup>26</sup>

Die Menschen wurden in Omnibussen zum Hauptgüterbahnhof in Stettin gebracht. Nach einer schlaflos verbrachten Nacht, einer entwürdigenden, mehrstündigen Kontroll-Prozedur und der abgezwungenen Erklärung, die Unterzeichneten schlossen sich „freiwillig“ diesem Transport an, startete der Deportationszug in den Mittagsstunden des 13. Februar bei klirrendem Frost. Für die nur notdürftig versorgten, völlig verunsicherten und verzweifelten Menschen ging die Fahrt in unbekannte Richtung. Mutige Angehörige und Beobachter informierten umgehend aus- und inländische Beobachter von dem Vorgang. Zahlreiche Tagebücher und Presseorgane nahmen die Information auf. Über die freie Presse der Schweiz, Englands und Skandinaviens erfuhren Europa und die Welt noch vor Erreichen des Zielbahnhofs Lublin von der Stettiner Deportation. So berichtete der Berlin-Korrespondent Henrik Ringsted am 17. Februar in der wichtigsten Tageszeitung Dänemarks („Politiken“) unter der Schlagzeile „Deutschland deportiert Staatsangehörige“ aus-

nehmend präzise über das Geschehen. U.a. notierte er: „Bereits auf der Durchfahrt durch Schneidemühl – etwa 24 Stunden nach dem Abtransport – mussten die ersten Leichen aus dem Deportationszug entfernt werden.“ Die Toten waren eine Frau und zwei Kinder. „Einige andere Personen lagen im Sterben, wie Zurufe aus den Wagenfenstern des Zuges an den Stationsvorsteher des Bahnhofs besagten.“ Dank seiner Information erhält der Transportweg Konturen. Die Fahrt dauerte dreieinhalb Tage. Dann war der ca. 740 km entfernte Zielbahnhof Lublin im Generalgouvernement erreicht.

Trotz Einschaltung des Internationalen Roten Kreuzes und des amerikanischen Präsidenten Roosevelt sollte sich jedoch an dem Schicksal der pommerischen Betroffenen nichts mehr ändern: ins Generalgouvernement verschoben, galten sie bei den deutschen Besatzungsbehörden schon bald als Ausländer. Sie wurden im Landkreis Lublin auf drei kleine Städtchen aufgeteilt: Piaski, Głusk und Bełżyce. Der einheimischen jüdischen Bevölkerung wurden sie als Zwangseinquartierung aufgenötigt. Hier empfing die ausgesiedelten Deutschen eine völlig andere Kultur und ein Lebensstandard, der gegenüber dem gewohnten Umfeld nur als primitiv und dürrig beschrieben werden kann. Das Miteinander war geprägt von unvorstellbarem Elend und brüchiger Menschlichkeit.

Bereits auf dem Transportweg mit der Eisenbahn und auf den Wegen im Kreis Lublin waren 72 Personen verstorben. Dazu erlitten viele auf den Fußmärschen schwere und schwerste Erfrierungen, die zu mehr als 130 Amputationen führten (in der Hauptsache: Finger und Zehen). Ihr separat transportiertes Gepäck sahen die Deportierten nie wieder. Wahrscheinlich wurde es absichtlich auf dem Zielbahnhof entwendet. Infolge völliger Unterversorgung mitten im Winter waren schon innerhalb der ersten vier Wochen über zehn Prozent aller Deportierten tot. Dass dieses Schicksal nach und nach alle erreichen würde, dämmerte den Betroffenen. Viele aber gaben die Hoffnung auf Rettung nicht auf und halfen sich unter unbeschreiblich primitiven Verhältnissen von Monat zu Monat durch. Andere verzweifelten. Etliche von ihnen wählten den Freitod.

Bis zum Sommer 1941 konnten sich die Überlebenden noch relativ frei

---

<sup>24</sup> Ein Exemplar des vervielfältigten Originals wird in einem Moskauer Archiv aufbewahrt, vgl. dessen Abbildung in: Die Wannsee-Konferenz und der Völkermord an den europäischen Juden. Katalog der ständigen Ausstellung – Haus der Wannsee-Konferenz, Berlin 2006, S. 76.

<sup>25</sup> Die Liste ist vollständig ediert, vgl. Die Namensliste (wie Anm. 23).

<sup>26</sup> „1930 hatte Stettin 2701 jüdische Mitbürger.“ Gerhard Salinger, Die einstigen jüdischen Gemeinden Pommerns, Bd. 1, New York/Hannover 2006, S. 226.

bewegen. Gelegentlich waren für einige Besuche von befreundeten Wehrmichtsangehörigen möglich.<sup>27</sup> Ihre Überlebenschancen waren von Anfang an weitgehend an die postalischen Verbindungen zu Angehörigen und Freunden in Deutschland gekoppelt, die bis 1942, vereinzelt bis 1943 aufrecht erhalten werden konnten. Mitunter wurden versteckte oder verschlüsselte Botschaften notiert. Sach- und Geldsendungen sicherten in den ersten Monaten ein Auskommen auf niedrigem Niveau. Solange diese Verbindungen von hunderten mutigen und bis heute kaum genannten Helfern unterhalten wurden, bestand eine Chance zum Weiterleben. Eine der selbstlosesten Helferinnen aus Anklam bzw. seit 1941 von Greifswald aus war die mit dem „Büro Grüber“ verbundene Quäkerin Margarethe Lachmund.<sup>28</sup> Wöchentlich sandte sie seit Februar 1940 Pakete und Geld zu befreundeten Menschen in die drei Deportationsorte. Als das nicht mehr möglich war, setzte sie ihre Hilfssendungen bis gegen Kriegsende nach Theresienstadt fort.

Im September 1941 wurde als erster Ort des Generalgouvernements Piaski zum Ghetto ausgebaut. Seitdem waren die Außenverbindungen stark gedrosselt. Nach diesem Vorbild wurden dann allmählich auch alle anderen Auffangorte zu geschlossenen Ghettos. Die berühmte „Wannsee-Konferenz“ vom Januar 1942 besiegelte das weitere Schicksal der noch lebenden Verschleppten. Ab Frühjahr 1942 wurden

viele der pommerschen Deportierten im Massenvernichtungslager Belzec umgebracht, ein Jahr später die meisten noch übrigen in Sobibor, einzelne auch in Majdanek vor den Toren Lublins. Der Name von Auschwitz ist heute in aller Gedächtnis, aber der Name des viel früher in Betrieb genommenen Vernichtungslagers Belzec sollte für uns Pommern zur Pflichterinnerung werden: hier wurden zwischen März und Dezember 1942 nachweislich 434.508 Menschen ermordet, darunter auch die Masse der Stettiner Deportation. Soweit wir heute mit gewissen Unsicherheiten feststellen können, haben von den pommerschen Februar-Deportierten nur 19 Personen den Zweiten Weltkrieg überlebt.

Mich beschäftigt dieses Geschehen seit 1998. Damals war mir zum ersten Mal ein Zeitzeugenbericht bekannt geworden. Parallel lernte ich die Auswahl-edition von Briefen pommerscher Deportierter in dem Band „Lebenszeichen aus Piaski“ von 1968 kennen.<sup>29</sup> Seitdem haben sich die Quellen vervielfältigt und erweitert. Während der letzten zwei Jahrzehnte wurde in „Zeitgeschichte regional“ und anderen Publikationsmedien mehrfach über das Geschehen von 1940 berichtet.<sup>30</sup> Zuletzt erfolgte 2009 in Zusammenarbeit mit Herrn Professor Wilhelmus die Publikation der pommerschen Deportiertenliste. Ich möchte sie Ihnen ganz nachdrücklich ans Herz legen: denn bis heute ist den pommerschen Deportierten kein öffentlicher Gedenk- und Gedächtnisort

beschrieben gewesen. An den grauzigen Endstationen der ehemaligen Vernichtungslager im heutigen Polen wurde auf die Nennung aller heute in Polen liegenden Ortsnamen Pommerns verzichtet. Die einzige mir bekannte Ausnahme bildet das Ghetto Belżyce (nicht zu verwechseln mit dem auschwitzgleichen Massenvernichtungsort Belzec), wo wenigstens der Name „Stettin“ in hebräischen Lettern zu lesen ist.

Doch bis heute ist die Erinnerung an den Beginn der Deportationen, der nationalsozialistisch betriebenen Auslese von Deutschen durch Deutsche,<sup>31</sup> die vor 70 Jahren hier in Pommern statuiert wurde, kein Allgemeinwissen geworden – insbesondere nicht unter uns in Vorpommern. Dass sich das ändern muss, findet, denke ich, Ihre Zustimmung.

Wie aber soll man daran erinnern? Wir haben uns für diesen 27. Januar dazu entschlossen, den Deportierten ihre Stimme zurückzugeben: durch Lesung ihrer Zeugnisse. Äußerungen dreier Personen habe ich dafür ausgewählt. Diese will ich kurz charakterisieren:

In den Akt der Deportation vom 13. Februar führt der Bericht der 1883 geborenen Elsa Meyring ein. Sie war von 1919–1932 Stettiner Stadträtin (DDP) und in der Sozialarbeit Stettins hochverdient. Frau Meyring ist die einzige betroffene Deportierte, die das Glück hatte, im Juni 1940 aus dem Generalgouvernement nach Schweden freizukommen. Fünf Monate lang befand sie

sich am Ort der Verwaltungszentrale in Lublin und organisierte bzw. improvisierte dort nach Kräften die soziale Fürsorge für die Deportierten. 1942 schrieb sie sich das erschütternde Geschehen in einem ausführlichen Bericht von der Seele. Bereits in den ersten Tagen nach der Deportation hatte sie ihren über siebzjährigen Mann begraben müssen. Keiner ihrer mitdeportierten Angehörigen überlebte das Geschehen. Ihr Bericht zählt zu den frühen detailgenauen Tiefendarstellungen der unmenschlichen Deportationspraxis.

---

27 Vgl. hierzu Irmfried Garbe, „Und dass du nicht verrätst, was du gesehen hast!“, Zeugnisse über Stettiner ‚nichtarische‘ Schicksale und die Haltung der Bekennenden Kirche 1935–1945, in: *Zeitgeschichte regional* 2 (1998), Heft 2, S. 44–51.

28 Vgl. Wolfgang Wilhelmus, „Wir konnten es alle wissen, wie es den Juden ging“ – Margarethe und Hans Lachmund halfen, in: Irene Diekmann (Hg.), *Wegweiser durch das jüdische Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg* 1998, S. 439–447; Achim von Borries, „Treue Hilfe“. Die Quäkerin Margarethe Lachmund (1896–1985), in: *Zeitgeschichte regional* 3 (1999), Heft 1, S. 67–72.

29 Else Behrend-Rosenfeld/Gertrud Luckner (Hg.), *Lebenszeichen aus Piaski. Briefe Deportierter aus dem Distrikt Lublin 1940–1943*, München 1968.

30 Vgl. Irmfried Garbe, *Deportiert aus Pommern nach Piaski. Mitteilungen aus den Briefen der Anklamerin Anna Grüneberg*, in: *Zeitgeschichte regional* 9 (2005), Heft 2, S. 90–99.

31 Vgl. Moshe Zimmermann, *Deutsche gegen Deutsche. Das Schicksal der Juden 1935–1945*, Berlin 2008.

Über die ersten vier, fünf Wochen am Deportationsort Piaski berichten die täglichen Briefe von Martha Bauchwitz. Zusammen mit ihrem Mann, dem Stettiner Zahnarzt Dr. Max Bauchwitz, einem Onkel Elsa Meyrings, zählte das hochgebildete Ehepaar zu den angesehenen Persönlichkeiten der Provinzialhauptstadt. Für viele der Deportierten waren sie Überlebenshelfer. Das Ehepaar Bauchwitz gehört zu den ganz wenigen, von denen sich nicht nur ca. 450 Briefe und Postkarten erhalten haben, sondern auch Fotos, die 1940 am Deportationsort Piaski entstanden. Ich danke den Angehörigen der Familie Bauchwitz an dieser Stelle ganz herzlich, dass diese ganz besonderen Fotos hier gezeigt werden dürfen. Das Foto des Ehepaars Bauchwitz auf dem Plakat zu unserer Veranstaltung zeigt ihre unter schwierigsten Bedingungen bewahrte Würde. Offene Not spricht sich dagegen in den erhaltenen Einzelporträts aus. Martha Bauchwitz war zum Zeitpunkt der Deportation fast 67 Jahre alt, ihr Mann knapp zwei Jahre älter. Ihre Briefe sind einzigartige Dokumente der Menschlichkeit.

Die 57-jährige Anna Grüneberg aus Anklam tritt im dritten Teil der Lesung hinzu. Sie wuchs in einer christlichen Familie evangelisch auf. 1912 trat sie aus Liebe zu ihrem Mann, dem Anklamer Ladenbesitzer und Kaufmann Arthur Grüneberg, zum Judentum über. Ihr gemeinsamer Sohn Adolf war zum Zeitpunkt der Deportation 16½ Jahre alt. Vater Grüneberg starb aufgrund

unsäglichem Umstände bereits Anfang 1941 in Piaski mit 65 Jahren. Frau Grüneberg und ihr Sohn gehörten zu den wenigen, die nach der Aufrichtung der Bewachungszäune weiterhin jenseits der Ghettolinien wohnen bleiben durften, da unter ihrem Namen in der Deportiertenliste die Rassebezeichnung „arisch“ vermerkt war. Die Versuche, durch ihre erblindete Schwester Gertrud Schönbeck mit Hilfe von Margarethe Lachmund beider Rückkehr nach Anklam zu erwirken, scheiterten. Ihre Lebensspur verliert sich im Oktober 1942 in Lublin.

Gründe und Hintergründe, warum gerade der pommersche Regierungsbezirk Stettin für die als „Experimentaldeportation“ bezeichnete Aktion ausgewählt wurde, sind bis heute nicht eindeutig geklärt. Fest steht, dass alle Betroffenen Opfer von Gewalt und Grausamkeit wurden. Das Geschehen ist bis heute weder geahndet noch vollständig aufgeklärt. Jede und jeder einzelne von uns kann aber dafür sorgen, dass wenigstens die Erinnerung an diesen gnadenlosen Akt und all seine Folgen als Mahnung für die auch heute erforderliche Aufmerksamkeit, Barmherzigkeit und Zivilcourage erhalten bleibt.

## **Musik (I)**

## Bericht von Elsa Meyring<sup>32</sup>

(In Auszügen vorgetragen  
von Christian Holm)

Meine Welt lag in Trümmern! Ich war nicht mehr ein Mensch wie andere. Wie sollte ich das begreifen, die ich in rastloser Arbeit fast 20 Jahre mit anderen Frauen zusammengearbeitet, sie geführt und zu staatsbürgerlichem Denken erzogen hatte, durchdrungen von den gleichen Ideen, den gleichen Idealen und heißester Vaterlandsliebe! Wie war ich mit jedem Pflasterstein meiner Vaterstadt Stettin verbunden, in der ich plötzlich aus einer geachteten Persönlichkeit zu einem nur noch ungern gesehenen Gast geworden war! Was nützten mir die vielen Freundschaftsbezeugungen? Ich mußte die anderen noch trösten, sie davor bewahren, daß sie sich in ihrer freundschaftlichen Anteilnahme durch mich kompromittierten! Und mein Mann verstand von der ganzen Sachlage nur, daß ich Kummer hatte, weil man mir die geliebte Arbeit genommen, und hielt alles für einen Spuk, der vergehen würde, wie er gekommen. Er ging unbekümmert aus, leider nun nicht mehr mit seinem treuen Hundebegleiter, der rechtzeitig gestorben war. Denn was sollten wir nach der, trotz laufenden Vertrages, erzwungenen Aufgabe unserer Wohnung als Untermieter mit einem großen Hund anfangen? Mein Mann war eine bekannte Erscheinung im Straßenbilde. Er war in der gleichen Stadt geboren, und jeder Mensch war nett zu dem alten Herrn. Er bemerkte auch nicht, wie Viele es vermieden, uns zu grüßen, oder wie Viele es ostentativ taten, was auf mich fast ebenso schmerzlich durch die Betonung wirkte. Ich war am Rande der Selbsterstörung, und nur der Gedanke,

daß ich vielleicht den Kindern meiner Familie durch meine Beziehungen noch nützen könne, hielt mich aufrecht. Tatsächlich habe ich nichts zu ihrer gelungenen Rettung tun können. Sie verdanken alles ihren tüchtigen Müttern.

Aus meinen ungewohnten und unfruchtbaren Selbstbetrachtungen riß mich die Notwendigkeit, meine Talente nutzbringend zu verwenden. Unsere materielle Lage wurde schwierig. Die Buchdruckerei wurde zwar mit Rücksicht darauf, daß meine beiden Brüder Frontkämpfer gewesen waren, nur in langsamerem Tempo boykottiert, da sie aber in erster Linie für Behörden und offizielle Organe gearbeitet hatte, dau-

---

<sup>32</sup> Der insgesamt 45 Seiten umfassende Bericht „Arbeit als Jüdin 1933–1945“ wurde von Elsa Meyring, geb. Bauchwitz (1883–1967) 1942 in Schweden verfasst. Das Original ihres Berichtes befindet sich in The Wiener Library, eine Kopie im Dokumentationsarchiv Yad Vashem in Jerusalem (Ball-Kaduri-Sammlung). Die von Christian Holm vorgetragene Lesung stützte sich auf die gekürzte Edition von Andreas Lixl-Purcell (Hg.), *Erinnerungen deutsch-jüdischer Frauen 1990–1990*, 2. Aufl. Leipzig 1993, S. 307–332. Der hier abgedruckte Text folgt dagegen dem originalen Dokument aus Yad Vashem (Signatur: 02/54) und gibt die ersten 18 Seiten dieses wichtigen Zeugnisses erstmals vollständig wieder.

erte es nicht lange, bis sie vollkommen lahm gelegt war. Mein Mann hatte sein Vermögen teils während des Krieges und restlich während der Inflationszeit eingebüßt, und es wurde immer schwerer, an ihn nach Rückziehung aus dem Geschäft die vereinbarte Rente auszu zahlen. So wurde es für mich notwendig, etwas zu unternehmen, um unseren Lebensunterhalt wenigstens teilweise bestreiten zu können.

Das begann damit, daß ich das Anerbieten eines Bekannten annahm, mir eine wechselnde Zahl von Kleidern zur Verfügung zu stellen, mit denen ich in meiner Wohnung einen kleinen „Salon“ einrichtete. Als ich meine Geschäftskarte versandte, gab es eine kleine Sensation, die ehemalige Frau Stadträtin auf diesem Wege zu sehen. Mir machte das wenig aus. Ich habe die gute Gabe von den Eltern gelernt, jede Situation, in der ich stecke, zu bejahen and to make the best of it, wie der Engländer sagt. Ich hatte immer Interesse für modische Dinge gehabt und konnte meine Kundinnen gut beraten. Letzten Endes verdiente aber die Absenderin mehr bei dem Geschäft als ich, und da meine Kundinnen es liebten, sich bei dieser Gelegenheit lange und ausgiebig über alle Probleme zu unterhalten, so geriet ich in Konflikt mit den nun allein zu erfüllenden Hausfrauen- /2/ pflichten, die mir ohnedies bedeutend mehr Schwierigkeiten bereiteten als der Kleiderverkauf. Ich war deshalb sehr glücklich, als die Jüdische Gemeinde an mich mit dem Auftrage herantrat, ihre

Winterhilfe aufzuziehen gegen ein kleines Gehalt, dem ersten Verdienst aus sozialer Tätigkeit, meinem ureigensten Arbeitsgebiet.

Jüdische Arme durften nun nicht mehr von der aus den Händen der Frauenvereine verstaatlichten Winterhilfe, die ich, die Jüdin, ins Leben gerufen hatte, unterstützt werden. Ich stürzte mich in die gewohnte Arbeit, die ich durchführte, bis ich in die Auswanderungsberatungsstelle zunächst als Sekretärin und nach einem halben Jahre als Leiterin berufen wurde mit einem Gehalt, mit dem ich einen bescheidenen Lebensunterhalt bestreiten konnte und zu meiner Befriedigung dadurch unabhängig wurde.

Auf Grund meiner geographischen Kenntnisse wäre ich wahrscheinlich nicht berechtigt gewesen, eine solche Stellung einzunehmen. Was hatte meine Generation schon in Geographie gelernt, und dieser geringe Gedächtniskram hatte sich mit der Zeit noch verringert. Aber schnell erweiterten sich meine Kenntnisse in unvorstellbarer Weise. Es gab kaum ein Fleckchen auf der Erde, zu dem die Juden im Jahre 1937 nicht hinstrebten, um der Diskriminierung in ihrem Vaterlande zu entgehen. Nur noch wenige Menschen, darunter mein Mann, hofften noch immer, daß diese Verfolgung sich selbst ad absurdum führen würde.

Und es kam das Jahr 1938 mit der Verhaftung fast aller Männer und

Abführung in die K.Z.Läger. Über diese Zeit wird viel von berufener Seite geschrieben werden. Hier kann nur ein kleiner Beitrag aus den Erlebnissen einer provinziellen Beratungsstelle gegeben werden.

Am Morgen des verhängnisvollen 9. November kam meine Aufwärterin (eine Hausangestellte durften wir wegen der sittlichen Gefährdung nicht mehr halten, obwohl mein Mann schon über 70 Jahre alt war) und berichtete von dem Brand der Synagoge. Gleich darauf erhielt ich den telefonischen Anruf meiner Freundin, mit der Bitte, auf dem Wege zum Büro zu ihr zu kommen. Dort erfuhr ich von der unerklärlichen Verhaftung des Ehemannes, aber wir beiden Frauen hatten nicht entfernt den Gedanken, daß hier Zusammenhänge mit dem Brande vorliegen könnten. Auf der Straße kamen mir die weiblichen Angestellten meines Büros entgegen, die männliche Hilfskraft war bereits verhaftet, und teilten mir mit, daß das Büro von der Gestapo geschlossen wurde und man mich jetzt suche. Sie deuteten auf 2 Herren, die sich auf dem gleichen Wege uns näherten. Darauf ging ich auf beide zu und sagte: „Ich hörte eben, Sie wollen mich sprechen. Was wollen Sie von mir?“ Die Herren schienen überrascht von der kühnen Ansprache. Ich erhielt die Antwort: „Wir müssen Ihr Büro schließen und wollen Ihre Schlüssel haben.“ Ich entgegnete, daß die absolute Schließung wohl nicht angängig sei, da ich wichtige Post für Ausreisen erwarte. Man sagte mir, daß ich einige Tage ab-

warten müsse und mich bei der Gestapo dann erkundigen könne, ob ich weiterarbeiten dürfe.

Bedrückt ging ich nach Hause. Dort trafen nach und nach viele bekannte Frauen ein, für deren Familienauswanderung ich arbeitete, auch meine junge Schwägerin, so daß ich bald ein Bild davon bekam, daß Massenverhaftungen vorgenommen waren. Dazu telefonische Hilferufe aus der Provinz. „Wir sind allein, was sollen wir tun, helfen Sie uns!“ Die Haltung der Frauen war bewundernswert, was später sogar der Gestaposachbearbeiter in einer Unterredung anerkannte. /3/

Ich tappte zunächst vollkommen im Dunkeln über die Schritte, die zu unternehmen seien, und von der Zentrale in Berlin waren keine Weisungen zu erhalten, da ich die Post nicht erhielt. Drei Tage lang riß der Strom der Besucher in unserer Wohnung nicht ab, wo mein Mann und ich mit Wein und Tee unaufhörlich zu stärken versuchten. Endlich hielt ich die Zeit für gekommen, der Gestapo meinen Besuch zu machen. Ich erhielt tatsächlich die Erlaubnis, wieder zu arbeiten und fand mein Büro in geordnetem Zustande vor. Meine Haltung bei dem ersten Zusammentreffen mit der Gestapo hat mir für die weitere Arbeit sehr genützt. Ich mußte Listen aufstellen für diejenigen Männer, für die ein Auswanderungsvorhaben gesichert war und sie in persönlichen Rücksprachen überreichen, erhielt auch die Zusicherung, daß alte Männer grund-

sätzlich zur Entlassung gebracht werden sollten, eine besondere Abmachung mit der für meinen Bezirk zuständigen Gestapostelle, der andere erst viel später folgten. Eine rastlose Arbeit begann, und wenn aus meinem Bezirk verhältnismäßig sehr viele Entlassungen sehr bald erfolgten, so war es nicht nur der unermüdlichen Arbeit aller Büromitarbeiter zu danken, sondern nicht zum wenigsten der Tüchtigkeit der Ehefrauen, die durch beschwörende Telegramme an Angehörige und Freunde in der ganzen Welt Auswanderungsmöglichkeiten herbeizauberten, die sonst nicht vorhanden gewesen wären. Meine Schwägerin fuhr selbst ins Kriegsministerium und benachrichtigte den ehemaligen Kommandeur des Regiments, in dem mein Bruder als Offizier den Weltkrieg mitgemacht hatte, von dessen Verhaftung, mit dem Erfolge, daß mein Bruder sofort ohne Nachweis einer Auswanderung entlassen wurde.

Auch die Vorsteher der Gemeinde wurden nach kurzer Zeit wieder entlassen mit der Auflage, einen jüdischen Vertrauensmann der Gestapo nicht nur in den Vorstand aufzunehmen, sondern sich sogar seinen Maßnahmen unterzuordnen. Damit brach eine schwere zermürbende Zeit für mich an im Kampfe gegen diesen undurchschaubaren Mann, der alle Organisationen, mit Ausnahme meiner Auswanderungsberatungsstelle, in seine Hände bekam. Aber die Handlungsfreiheit, die ich mir bewahrte, kostete viel Kraft, viel Nervenaufwand und Diplomatie. Ein letzter Rest von

Respekt, ein Abglanz von meiner früheren Stellung, in der mich dieser „Bevollmächtigte“ schon gekannt hatte, schien mich jedoch zu schützen.

In meinem Büro wurde mit größter Hingabe von allen Mitarbeitern gearbeitet, von denen sich die ehrenamtlichen Kräfte nicht unterschieden. Da die Sprechstunden immer stark besucht waren und ich es mir angelegen sein ließ, soviel Zeit aufzubringen, wie die seelische Verfassung des vorliegenden Falles erheischte, gelang es niemals, die Post für die Zentrale vor 11 Uhr abends in den Kasten zu werfen. Jeder von uns wußte, daß eine schnelle Erledigung im Interesse der uns anvertrauten Menschen notwendig war, da sich die Bestimmungen der Länder dauernd änderten, darum durfte es keinen Tag Aufschub geben.

Jeden Abend erschien mein Mann im Büro, aß geduldig mit uns zusammen sein Abendbrot zum schnell bereiteten Tee und beteiligte sich an der Expedition der umfangreichen Post, weil auch er zu seinem Teil der Arbeit beitragen wollte. Fast jede Woche fuhr ich zur Zentrale, um die laufenden Anträge möglichst durch persönliche Rücksprache zu unterstützen. Mit unerhörter Hochspannung wurde dort gearbeitet. Es gehörte mit zu den Aufgaben der Zentrale, die Devisen, die vom Joint<sup>33</sup> für die Bezahlung der Passagen zur Verfügung /4/ gestellt wurden, und Vorzeigegelder auf die verschiedenen Fälle zu verteilen. Aber weder Devisen noch Schiffsraum waren in dem Umfange vorhanden, wie

die Nachfrage aus den verschiedenen Beratungsstellen des Landes es heischten, und so wurde die Entscheidung der Zentrale ein Gerichtsurteil, dem nicht nur die Betroffenen, sondern auch wir Bearbeiter, die wir mit ganzem Herzen mit unseren „Fällen“ verknüpft waren, mit Aufregung entgegensehen.

Die Stimmung der Ehefrauen gegen unsere Arbeit wurde immer ungünstiger, je länger es dauerte, bis ihre Angehörigen befreit werden konnten. Als die ersten Männer aus dem K.Z. entlassen wurden, war es erschütternd zu sehen, wie alle Frauen neidlos an dem Glück der anderen teilnahmen. Aber schon beim dritten Schub merkte man, daß eine Depression um sich griff, die sich später oft in Verwürfen über eine ungerechte Behandlung Luft machte. Sosehr das begreiflich war, so weh tat es doch im Bewußtsein der gemachten Bemühungen oder der Unmöglichkeit eines Erfolges, wenn es keine Auswanderungsmöglichkeiten für den Betroffenen gab und auch die Bestimmungen für Aufnahme in das englische Camp nicht erfüllt werden konnten.

Ich wußte, wie schwer es ganz besonders die Frauen in den Kleinstädten hatten, die völlig ohne Schutz und Unterstützung dastanden, wehrlos der Willkür preisgegeben. Man erlaubte sich auch an kleinen Orten manchen besonderen Scherz. So erinnere ich mich an den aufgeregten Anruf aus einer kleinen Provinzstadt, wo man nicht nur die Männer, sondern auch die Kinder ge-

holt und eingesperrt hatte, um sie dann am Abend den verzweifelten Müttern zurückzugeben. In einem anderen Orte holte man Frauen und Kinder aus den Betten und stellte sie, die nur mit dem Hemd bekleidet waren, gegenüber der Synagoge auf, damit sie dem Brande zusehen sollten, während die Männer als die Schuldigen abgeführt wurden.

Die Berührung mit den tapferen und tüchtigen Frauen der Provinz ist ein großes Erlebnis für mich gewesen. Mein Beratungsbezirk war sehr weitläufig, und so verlegte ich des öfteren Sprechstunden in die kleineren Städte. Dadurch bekam ich einen Einblick in das Leben der Kleinstädterin, der mich mit großer Bewunderung erfüllte. Die Vereinigung der Aufgaben von Hausfrau, Geschäftsfrau und Mutter war für sie kein Problem. Auch hatte ich Gelegenheit zu beobachten, wie geachtet fast überall die Juden waren und wie sie sich assimiliert hatten. Da mein Verhältnis zu meiner Klientel nicht bürokratischer Natur war, sondern meine Anteilnahme an ihren Sorgen und Kummernissen wohl meistens gefühlt wurde, so gelang es mir, bei dem oft Negativen meiner Bemühungen ihnen mindestens eine seelische Stütze zu sein.

---

<sup>33</sup> Amerikanisch-jüdische Flüchtlingshilfe-Organisation: American Joint Distribution Committee.

In meiner ganzen bisherigen sozialen Arbeit hat es nichts so Deprimierendes gegeben, wie die Antwort erhalten zu müssen, daß sich keine Auswanderungsmöglichkeit schaffen ließ. Es soll nicht verkannt werden, daß es für die nachgesuchten Länder keine Annehmlichkeit war, die aller Mittel beraubten Menschen bei sich aufzunehmen. Vieles wäre vielleicht auch anders gelaufen, wenn man rechtzeitig von den großen aus Amerika durch den Joint zur Verfügung gestellten Mitteln Abzweigungen für ein kleines Anlaufkapital hätte vornehmen dürfen, damit die Emigranten nicht als Bettler einziehen mußten. Aber keine Situation war grausamer und furchtbarer, als wenn, nachdem alle Formalitäten erfüllt waren, alle Zelte abgebrochen und die Leute schon reisefertig waren, die Bestimmungen des Landes sich plötzlich änderten und die Barrieren sich schlossen. /5/

Vom Weltgewissen haben die Juden wahrlich nicht viel zu spüren bekommen, Es muß Gegenstand einer besonderen Betrachtung Eingeweihter bleiben, aufzuzeigen, wie das Unverständnis aller Länder dazu beigetragen hat, daß das über die Juden hereingebrochene Unheil solche Dimensionen annehmen konnte.

Ich bin fest überzeugt davon, daß sich die Welt wertvollster Kräfte selbst beraubt hat, die geeignet gewesen wären, an der Kulturleiter weiter zu bauen, die wir jetzt mit Staunen gesehen haben, bisher nur von einem kleinen Teil der Menschheit erklommen wurde.

## Die Deportation 1940

In diese rastlos aufreibende Arbeit brach wie ein Blitz der Februar 1940 mit seiner unerwarteten „Auswanderung“ aller Gemeindemitglieder. Vorangegangen war die angeordnete, aber auf Intervention der Reichsvereinigung der Juden und Einsprüche des Städtischen Gesundheitsamtes wieder zurückgenommene Anordnung, daß diejenigen Juden, die in den besten Stadtvierteln wohnten, ihre Wohnungen zu räumen hätten und in ein leerstehendes, ehemals in jüdischen Händen befindliches Kaufhaus zu ziehen hätten. Die Gestapo hatte mit Kreide den Rauminhalt abgegrenzt, der den Familien zur Verfügung gestellt werden sollte und der großzügig die Aufstellung eines Bettes, eines Schrankes als Trennwand zum Nachbarn und eines Teppichs als Vorhang genehmigte. Auch der Oberbürgermeister hatte gegen die Anhäufung der Juden im Geschäftsviertel protestiert, und so war dieser Kelch an uns vorübergegangen. Es fehlte auch nicht an warnenden Stimmen, die einige Provinzvertreter mir übermittelten und die, aus „sachverständigem“ Munde stammend, auf eine bevorstehende Evakuierung der Juden aus den Grenzbezirken hinwiesen. Der jüdische Vertrauensmann der Gestapo hatte mich schon vor Monaten gefragt, ob ich bereit wäre, die Unterbringung der Juden in Lublin mit ihm zu organisieren. Ich hatte stets über diese Äußerungen in der Zentrale Bericht erstattet, aber die beruhigende Antwort erhalten, daß zwar Deportierungspläne bestanden

hätten, aber eine akute Gefahr nicht vorläge zur Zeit. Zwei Faktoren hatten wir nicht in Rechnung gestellt: den im Januar stattgefundenen Wechsel im Judenreferat der Gestapo in Berlin durch die Besetzung mit dem gefürchteten Wiener „Austreiber Eichmann“, und den glühenden Ehrgeiz unseres Gauleiters Schwede-Coburg, der seine Provinz als erster judenrein machen wollte, wie es ihm ja auch einmal gelungen war, seinen Wahlkreis Coburg zum ersten nazistischen zu gestalten.

Obwohl es mir widerstrebt, von meinen eigenen Erlebnissen zu erzählen, über die ich mich bisher nur in sehr geringem Maße selbst meinen Freunden gegenüber geäußert habe, muß ich es doch tun, um ein Bild von den Vorgängen geben zu können. Es wird nur wenig Überlebende geben, die in der Lage sein werden, dies zu tun, und die so große Einsicht nicht nur in das Leben der Deportierten, sondern auch in das der polnischen Juden bekommen haben. Aber alles, was ich schilderte, bezieht sich nur auf das Jahr 1940, ergänzt durch die noch einige Zeit nachher möglichen Berichte meines Bruders<sup>34</sup> und anderer Freunde von dort.

Sicherlich war unsere Deportation etwas Grausiges, und sicher haben meine Landsleute schwer zu leiden gehabt, und doch erscheint mir die Überrumpelung, mit der wir gefangen wurden, leichter ertragen gewesen zu sein, als das Warten auf das unentrinnbare Schicksal und die Ahnung von den auf sie war-

tenden Zustände, zu dem die späteren Deportierten verurteilt waren. /6/

Mein Mann und ich hatten unsere Wohnung sehr plötzlich aufgeben müssen, weil der in das gleiche Haus eingezogene Bürgermeister es für untragbar hielt, mit Juden zusammenzuwohnen. Eine Bekannte räumte uns zwei Hinterzimmer ihrer großen Wohnung ein, und wir waren früh ins Bett gegangen und hatten schon lange geschlafen, als ich plötzlich von dem Geräusch der sich öffnenden Türe geweckt wurde. Es stand dort ein großer Mann in gelber Uniform, der zu mir sagte: „Schlafen Sie ruhig weiter. Ich wußte nicht, daß hier hinten noch jemand wohnt.“ Natürlich schlief ich nicht ruhig weiter, sondern entschloß mich nach kurzem Zögern nachzusehen, was in der vorderen Wohnung vor sich ging. Nach dem langen Korridor zu waren alle Türen geöffnet. Ich sah bei meiner Wirtin zwei uniformierte Männer Akten durchblättern, desgleichen bei einem vorn wohnenden Ehepaar und glaubte nun, daß es sich um eine Steuerkontrolle handele. Auf alle Fälle ging ich hinein und fragte, ob man mich brauchte. Nein, man brauche mich nicht. Ich legte mich wieder in mein Bett, weckte meinen Mann natürlich nicht und war zum Zerreißen gespannt vor Unruhe, was mit meinen Miteinwohnern geschehe.

---

<sup>34</sup> Paul Bauchwitz (1889–1943).

Ich weiß nicht, wieviel Zeit verrann, als die Tür zum Schlafzimmer wieder geöffnet wurde und nunmehr 2 Uniformierte erschienen. „Stehen Sie sofort auf. Sie müssen verreisen.“ Ich weckte meinen Mann, der schwerhörig und noch dazu verschlafen, überhaupt nicht begreifen konnte, was ich von ihm wollte. Darauf sagte der eine Beamte zu ihm: „Hören Sie, was Ihre Frau zu Ihnen sagt, Sie müssen sofort aufstehen und verreisen“. Und zu mir gewandt: „Ziehen Sie Ihren Mann warm an, 2-3 Mal warmes Unterzeug. Es ist kalt, wo Sie hinkommen.“ „Wo kommen wir hin?“ „Das weiß ich nicht.“

In Gegenwart der beiden Beamten mußten wir uns anziehen. „Packen Sie das Nötigste ein.“ „Bettwäsche, Handtücher?“ „Nicht nötig, das finden Sie alles vor.“ Und dann übergab er mir einen langen Fragebogen zur Auskunft über Vermögensverhältnisse und etwaige Schulden. Dann mußte alles im Hause befindliche Geld und der noch vorhandene kunstgewerbliche Schmuck – Gold- und Silbersachen waren bereits eingezogen – abgeliefert werden. Alles wurde von dem Beamten in einen Beutel getan. Sämtliche in der Speisekammer befindlichen Lebensmittel mußten übergeben werden und wurden in Körben von der Volkswohlfahrt abgeholt. Sämtliche Schranckschlüssel mußten übergeben werden. Dann erhielt ich 2 primitive Pappanhänger mit der Weisung, unseren Namen darauf zu vermerken und sie um den Hals zu hängen. Mein Mann hatte bis dahin alles schweigend mit

angesehen. Jetzt aber schrie er empört auf: „Nein, das tue ich nicht. Ich bin kein Verbrecher!“ Ich sah, wie die beiden Beamten sich geniert abwandten. „Du bist kein Verbrecher, und Niemand wird das von dir glauben. Aber alle Juden müssen das tragen. Sieh, ich binde es mir um und mache mir gar nichts daraus!“ Als mein Mann sah, daß ich mir das Schildchen umhängte, taumelte er, sodaß ich ihn stützen mußte. Ich habe leider nicht verstanden, daß er in dem Augenblick einen Choc empfangen hatte, der eine später erst sich bemerkbar machende Geistesverwirrung mit sich brachte. Er ließ fortan alles mit sich geschehen, folgte ohne Widerspruch. Nur als der Beamte die Tür versiegelte, fragte er: „Und was wird mit dem Kanarienvogel?“ // Und der Beamte, der sichtlich von den Vorgängen sehr beschämt war, antwortete: „Wir bringen ihn zum Tierschutzverein.“ Er nahm den Koffer meines Mannes und ist ihm zur Seite geblieben, bis wir zur Verladung in die Eisenbahn kamen.

Vor dem Haus stand ein großer Omnibus. Wir waren die Letzten, die hineinkamen. Es stellte sich später heraus, daß man uns zunächst vergessen hatte. Deshalb blieben mir auch nur 2 Stunden Zeit für Packen und Abwickeln der Formalitäten, während bei den Anderen die Beamten schon stundenlang vorher erschienen und geprüft hatten. Es war 2 Uhr nachts gewesen, als wir geholt wurden. Tiefes Dunkel lag auf den Straßen, und obwohl ich meine Vaterstadt gut zu kennen glaubte, war es mir nicht mög-

lich, festzustellen, wohin wir fuhren. Endlich landeten wir vor einem großen Güterschuppen und sahen Scharen von wartenden Juden, hinter denen wir uns aufstellten. Es war ein bitterkalter Morgen. Wie lange wir auf Einlaß warten mußten, weiß ich nicht. Man hat in solchen Situationen keine Zeitbestimmung. Es war schon Tagesgrauen, als mein Mann und ich die Halle betraten, die überfüllt war von wartenden Menschen, die dort, wer weiß wie lange, auf ihren Koffern in dumpfer Traurigkeit hockten. Doch merkte man insbesondere den Leuten aus den kleinen Provinzstädten eine gewisse Erleichterung an, als wir hinzukamen. Später erfuhr ich, daß wir eine Deportation von 1200 Menschen, darunter ungefähr 100 Kinder und Jugendliche, waren. Wir hatten nun verschiedene Tische zu passieren. An dem einen nahm uns der begleitende Beamte den Beutel ab, in dem sich unser abgenommener Schmuck und das Bargeld befanden. Als Gegenwert wurden uns 20 Zloty, gleich 10.- Mark, ausgehändigt. Ich sah, daß den Kontrollbeamten jene Formulare vorlagen, die wir im Januar bereits auf Anordnung des Vertrauensmannes der Gestapo für die Gemeinde hatten ausfüllen müssen. Auch die Auswanderungsabsichten mußten angegeben werden, und ich konnte damals schon erklären, daß ein Gesuch nach Schweden vorliege. An einem nächsten Tisch bekamen wir eine Fahrkarte. Die Gestapo hatte sich den Scherz etwas kosten lassen und besondere Karten mit einem nicht vorhandenen Zielort ausgegeben. Dann

wurden wir getrennt zur Leibesvisitation. Als ich den kleinen Raum betrat, sah ich, daß ein Teil der Kontrollantinnen von mir einstmals angestellte Fürsorgerinnen meines früheren Amtes waren. Peinliches Schweigen breitete sich im Raume aus. Dann trat ich stolz vor. „Bitte?“ Scheu tastete eine von ihnen über meine Jacke. „An der Grenze wird es schlimmer sein“, sagte sie ängstlich leise.

Nun warteten unser mannshohe Tüten, die sich überhaupt nicht transportieren ließen. Auf ihrem Boden lagen 2 oder 3? Brote, 1 Fleischwurst. 1 Büchse kondensierter Milch, 1 kleiner Käse. 1 Büchse Marmelade. An sich also kein großes Paket, zu dem man eine so riesige Tüte aus der Zementfabrik gebraucht hätte. Aber auch damit hatte sich die Gestapo einen Scherz machen wollen. Wie wir uns abquälen mußten, in einer Hand den Koffer und mit der anderen Hand die entsetzlich schwer zu handhabende Tüte nachschleifend, über den Armen Decken und Mäntel, [so] sollen wir für die Zeitungen fotografiert worden sein. „Was die Juden für Lebensmittel mitnehmen.“

Nunmehr ging es zum wartenden Zuge. Es war kein Viehwagen, wie vielfach erzählt wurde, sondern ausrangierte 4. Klassewagen, sodaß auch ein Klosett vorhanden war. Die Türen wurden verschlossen, Fenster durften nicht geöffnet /8/ werden, was aber in den 3 Tagen und Nächten, in denen wir nun nerventötend langsam fuhren, nicht beachtet wurde. Wir brauchten auch den Schnee,

der auf den Scheiben lagerte, um unseren Durst zu stillen, nachdem die kleine Dose Milch schnell geleert war. Niemand hatte eine Ahnung, wie lange der Mundvorrat reichen mußte, und so war er bei vielen schnell aufgebraucht. Aber man half sich gegenseitig aus.

Das Bewußtsein, daß das, was dem einen gehörte, nun auch dem anderen zu eigen war, brach erst langsam und bei vielen leider nie durch. Meine Schwester,<sup>35</sup> die im gleichen Wagen mit uns fuhr, war schneller dabei als ich. Daß meine Vorräte zu teilen waren, war mir selbstverständlich, und ich hatte auch zuviel innere Erregung, um überhaupt Gebrauch vom Brote machen zu können. Aber daß meine Becher und Teller, die ich vorsorglich mitgenommen hatte, von ihr als Allgemeingut reklamiert wurden, erschien mir uneingeständenermaßen höchst verwunderlich und unästhetisch. Ich habe später gelernt, dankbar zu sein, wenn überhaupt ein Becher für eine große Zahl von Menschen vorhanden war.

Die Haltung der Leute war im allgemeinen bewundernswert. Keine Klage. Alle vertrauten darauf, in eine polnische Stadt zu kommen und bis zur Beendigung des Krieges dort „irgendwo“ leben zu müssen. Fraglos ging von der Tatsache, daß Arm und Reich, Hoch und Niedrig, ja der ganze Gemeindevorstand zu den Deportierten gehörte (mit Ausnahme natürlich des Vertrauensmannes, der wahrscheinlich weiter unentbehrlich war), eine beruhigende psychologi-

sche Wirkung aus. Ich habe noch oft Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie die eigene Haltung gestärkt wird durch gemeinsames Erleben, wie man sich inmitten gleicher Not geniert, Klagen laut werden zu lassen. Nur soll man nicht glauben, daß das gemeinsame Schicksal Altruisten zeugt. Ich habe mit Kummer oft feststellen müssen, wie der krasse Egoismus sich Bahn bricht, besonders bei solchen Menschen, die Habenichtse waren. Tatsächlich trat immer am bescheidensten auf, wer früher etwas gewesen, und am verständnisvollsten auch dafür, daß nicht alles als selbstverständlich hinzunehmen war, was die polnischen Gastgeber mit ihren oft schwachen Kräften für sie taten und hilfsbereite Landsleute ohne Rücksicht auf eigenes Leid freiwillig auf sich nahmen, für sie zu ordnen.

Der Zug hielt ab und zu auf nicht erkennbaren Stationen. Dann leuchteten Scheinwerfer in die Fenster, und alles hielt vor Angst den Atem an. Oft standen wir auch lange auf offener Strecke. Das schwerste war, daß die Wagen nicht geheizt und nicht beleuchtet waren. Aber mit der Dunkelheit senkte sich ein wohltuender Halbschlummer auf die erschöpften Menschen.

Doch für mich begann es dann sehr schrecklich zu werden, denn mein Mann bekam Angstzustände. Er delirierte, glaubte sich von einem Tintenfisch umklammert, wollte ins Gepäcknetz klettern und drehte mir und der mir helfenden Schwester fast die Arme aus den

Gelenken, wenn wir ihn zurückhalten und beruhigen wollten. In keiner der 3 Nächte war er sich meiner Gegenwart bewußt. Er sprach mit mir wie mit einer Fremden über uns Beide, und ich hätte glücklich sein können über all das Liebe, was er von mir erzählte, wenn die Situation nicht so abgrundtief traurig gewesen wäre. Wenn er am Tage klarer erschien, erzählte ich ihm, daß wir auf Erholungsreise wären, ein schönes Hotel auf uns warte und wir würden herrliche Tage nur für uns erleben, ohne daß /9/ ich zur Arbeit fortgehen müsse. Es gelang auch, ihm etwas Nahrung zuzuführen. Aber nachts quälte er mich, ihn zu Bett gehen zu lassen. Er ließ sich nicht auf dem Platz halten und wanderte störend durch den Wagen, die armen Mitreisenden aufschreckend. Doch hat sich niemand darüber beklagt. Jeder verstand das große und besondere Leid, das sich da manifestierte.

In der dritten Nacht bestand mein Mann darauf, sich auszuziehen. Er hatte gerade die Stiefel abgelegt, als der Zug wieder einmal stand. Aber jetzt wurden die Türen aufgerissen, schwarz Uniformierte stürmten herein und trieben uns, mit dem Bajonett drohend, hinaus. Es gelang mir nicht, ihm die Stiefel wieder anzuziehen. Er schlüpfte, zur Eile angetrieben, in seine Gummischeuhe. Ich raffte Koffer und Decken zusammen und kletterte mit meinem Mann auf den Bahnsteig, auf dem das Ziel zu lesen war „Lublin“. Die Bahnhofsuhr zeigte auf 4.

## In Polen

Wir wurden angewiesen, uns in Reihen aufzustellen und unser Gepäck auf dem Bahnhof stehenzulassen. Wir taten es vertrauensvoll und haben die Koffer nie wiedergesehen.

Als wir aus dem Bahnhof herauskamen, schlug uns eine beißende Kälte entgegen. 40 Grad Reaumur sollen es gewesen sein. Die Bahnhofstreppe war vereist. Viele Menschen, auch mein Mann in seinen lose sitzenden Gummischuhen, glitten auf den Straßen aus. Schon stand ein uniformierter Jüngling mit erhobenem Bajonett hinter ihm. „Lassen Sie das!“, herrschte ich ihn in meiner Erregung an, und er ging fort. Andere sind schlechter behandelt worden, es soll bereits dort Mißhandlungen gegeben haben.

Erst sehr viel später habe ich begriffen, daß man diese lieben Volksdeutschen, neu entdeckt in Polen, in Uniform gesteckt und zur Aufsicht über die Juden bestellt, nur anzuschreien brauchte, um sie kuschen zu machen. Leider haben die polnischen Juden vor ihnen solchen mit Angst gemischten Respekt gehabt, daß diese dummen Jungen, Analphabeten, großwahnwitzig geworden waren und sich zu richtigen Peinigern entwickelt hatten. Nun sind sie inzwischen als

---

<sup>35</sup> Grete Berndt, geb. Bauchwitz (1894–1942).

„Freiwillige“ ins Feld geschickt worden, und es wird nicht mehr viele von ihnen geben.

Der Anfang unserer Truppe war inzwischen um die Ecke gebogen, und man hörte Schüsse. Nicht nur ich werde davon überzeugt gewesen sein, daß wir erschossen werden würden. Aber gleich mir werden demgegenüber viele eine absolute Apathie gehabt haben. Drei Tage und drei Nächte unter solchen Umständen fast schlaflos zugebracht, narkotisieren die Seele.

Wir gingen jetzt eine, wie es schien, endlose Landstraße in tiefem Schnee entlang. An beiden Seiten des beleuchteten Weges standen in kurzen Abständen die jungen Schwarzuniformierten und feuerten vergnügt Salven in die Luft. Zeitweise sauste auch eine Peitsche auf irgend Jemand, der sich nicht genug in der Reihe hielt. Viermal habe ich einen Peitschenhieb aufgefangen, der meinem Manne galt und mir nicht allzu weh tat, da ich über einem pelzgefütterten Mantel noch meinen Pelzmantel gezogen hatte. Mir fiel in der Kälte so langsam alles aus der Hand, was ich trug. Es war mir ganz gleichgültig. Mein armer Mann hielt einen Stiefel krampfhaft in der Hand, die dadurch jämmerlich erfror. Das Schrecklichste aber /10/ war, daß er erst einen und dann den anderen Gummischuh verlor und diesen langen Schneeweg in Strümpfen zum größten Teil zurücklegen mußte, weil man uns hinderte, uns zu bücken, um der Schuhe wieder habhaft zu werden. Keine Klage

kam über seine Lippen. Er, der verwöhnte Hypochonder, den ein Mückenstich in Raserei bringen konnte, er hat weder auf diesem Wege noch in der folgenden Leidenszeit ein Wort der Klage geäußert. Ob ein wohlthätiges Dunkel seine Sinne gefangenhielt, so daß er Schmerzen und Kälte nicht empfand?

Schrecklich war es, die Jammerrufe der Alten zu hören, die auf dem Wege erschöpft hinsanken. In unserer Deportation befanden sich die Insassen zweier Altersheime, Leute bis über 80 Jahre. Sie riefen um Hilfe, und man mußte sie am Straßenrande liegen lassen. Man durfte nicht stehenbleiben, man konnte nicht helfen. Plötzlich schmiegte sich eine Kinderhand in die meine. „Tante, nimm mich mit.“ Die Mutter, eine jüngere Frau, sah mit ihren wirr hängenden, reifbedeckten Haaren wie eine alte Hexe aus. Sie hatte keine Kraft mehr in den erstarrten Händen, um ihr Kind festzuhalten. Die letzte Decke glitt mir vom Arm, als ich die vertrauensvolle kleine Hand ergriff. Und so, den schwankenden Mann an der einen Seite, das Kind an der Hand, kamen wir endlich zu einem umzäunten Barackenlager.

Wir gehörten wohl ziemlich zu den Letzten. Als wir hineinkamen, waren die Räume schon gestopft voll. Alles lag erschöpft am Boden, der zum Teil mit Stroh bedeckt war. Keine Heizung, aber die Anwesenheit so vieler Menschen erzeugte nach dem Marsch durch die strenge Kälte eine wohlthuende Wärme. Hier traf ich plötzlich meinen ältesten

Bruder,<sup>36</sup> von dem ich gehofft hatte, das er der Deportation entgangen war, da er die Aufforderung seiner Ehefrau, die in die USA vorgegangen war, um ihre amerikanische Staatsangehörigkeit wieder zu gewinnen, in der Tasche hatte. Auch seine drei Kinder befanden sich bereits in den USA. Wir gaben uns schweigend die Hand, dann ging er weiter, um einigen alten Leuten zu helfen. Auch den Bruder meines Vaters mit seiner Frau entdeckte ich in meiner Nähe!<sup>37</sup> Obwohl fast 70 Jahre alt, hatte er sich ungeachtet der strapaziösen Reise sofort mit seinen medizinischen Kenntnissen zur Verfügung gestellt.

Wir hatten 6 Ärzte unter uns, die notwendig gebraucht wurden, denn es lagen Tote, Sterbende, Gebärende, Erschöpfte, alles durcheinander. Auch meine Schwester, eine an sich kranke Frau, früher sehr geschätzte Rote-Kreuz-Schwester, die mir in den Nächten der Reise so tapfer beigestanden hatte, also auch kaum Schlaf gefunden hatte, war sofort an der Arbeit. Der bisherige Leiter des Beerdigungswesens, nahezu 70 Jahre, trat mit einigen Männern das Amt an, die Toten, darunter nicht identifizierbare, hinauszutragen.

Ich war zunächst bemüht, meinen Mann zur Ruhe zu bringen. Aber er weigerte sich, sich auf die Erde zu setzen. Er wollte ein „ordentliches Unterkommen“ haben. Da trat plötzlich ein Obersturmbannführer heran, sah sich um und kam dann auf mich zu, die ich neben meinem nun ganz zusammenge-

sunkenen Manne stand. „Was ist mit dem Mann?“ „Er ist zusammengebrochen.“ Er sah mir ins Gesicht. „Ich habe nichts mit alledem zu schaffen. Ich bin die rechte Hand vom Generalgouverneur und war zufällig in Lublin. Ich wollte mir die Sache mal ansehen. Ich hasse Sie ..... natürlich. Aber ich bin ein Mensch. Ich will Ihnen helfen./11/ Ihr Mann muß ins Spital. ins Jüdische Spital.“ „Und ich gehe mit ihm.“ „Sie können nicht mitgehen, es ist besser auch für Sie beide.“ Er holte einen jungen Volksdeutschen, zeigte auf meinen Mann und sagte: „Diesen Mann fährt Ihr ins Jüdische Spital und meldet nachher der Frau, daß Ihr ihn abgegeben habt.“ Er ging fort, mein Mann wurde glücklicherweise nicht abgeholt. Wer weiß, was sie mit ihm angestellt hätten. Nach einiger Zeit kam der Obersturmbannführer mit dem Lagerkommandanten in SS-Uniform zurück, verbeugte sich leicht und sagte: „Man hat mir eben klargemacht, daß ein Obersturmbannführer nichts bei Juden zu suchen hat. Ich kann Ihnen nicht helfen.“

Plötzlich verbreitete sich die frohe Kunde, daß der Judenrat Tee schicken würde. Und er kam eimerweise, aber er reichte nicht für die Menge. So durfte er zunächst nur an die Kranken und Schwachen verabreicht werden, und

---

<sup>36</sup> Paul Bauchwitz (1889–1943).

<sup>37</sup> Max Bauchwitz (1871–1942) und Martha Bauchwitz, geb. Cohn (1873–1942).

ich vergesse die Blicke nicht, die mir bettelnd folgten, als ich verteilend an durstigen und schmach tenden Menschen vorübergehen mußte. Aber wir durften uns von dem reinen Schnee holen, der haufenweise vor dem Lager aufgetürmt lag. Ich selbst spürte weder Hunger noch Durst. Ich habe überhaupt einige Tage lang kaum Nahrung zu mir genommen, resp. zu mir nehmen brauchen. Und als mir dann später gutes Essen zuteil wurde, konnte der entwöhnte Magen tagelang nichts bei sich behalten.

Dann kam eine neue Parole: Der Transport wird in 3 Gruppen aufgeteilt: Alles versuchte, mit Verwandten und Freunden zusammenzubleiben. Meine Angehörigen und ich kamen garnicht auf den Gedanken, einen derartigen Versuch zu unternehmen. Ohne Verständigung untereinander war Jeder an seinem Platz bereit, sich für die hilflosen Menschen einzusetzen, von seiner eigenen Kraft getragen. Tatsächlich ist von da an jeder von unserer Familie an den verschiedenen Aufenthaltsorten ein ganz selbstverständlicher Rückhalt für die Anderen geworden, an den man sich mit allen Sorgen und Kümernissen klammerte.

Erst später habe ich den Sinn der Aufteilung in die 3 Gruppen erfahren. Zu der ersten Gruppe gehörten die Ältesten, zu denen mein Mann und ich auch kamen, im wesentlichen die Insassen der Altersheime, die in einen Lublin nahe liegenden kleinen Ort, mit Rücksicht auf die Nähe des Lubliner Spitals, geschickt wurden. Die nächste Gruppe kam in ei-

nen größeren Landort, der mit Schlitten in 3 Stunden zu erreichen war. Und die dritte Gruppe umfaßte die jüngeren Menschen, sollte vielmehr diese umfassen, die zu Fuß einen Weg zum Lager zurücklegen mußten, der mit Schlitten gleichfalls drei Stunden brauchte. In allen 3 Orten wohnten polnische Juden.

Es war ein heller frostklarer Mittag, als wir in die Schlitten verladen, oder besser gesagt, hineingestoßen wurden. Unsere Baracken mußten frei gemacht werden für jüdische Soldaten, die zu einem Teil bereits zu sehen waren. Sie wurden, wie ich später hörte, am Abend freigelassen und im Hemd auf die Straße geschickt. Es war Sache des „Judenrats“, für ihre Kleider zu sorgen. /12/

Unsere Schlitten waren Holzkästen auf Kufen, auf oder in denen man sich zusammenkauern mußte. Unsere Gruppe sollte eine halbe Stunde bis zum Ziel fahren. Wir kamen schnell aus dem Ort heraus, wunderten uns über die vielen jüdischen Angestellten, die wir trafen, denn wir hielten ahnungslos jeden Juden, der eine Armbinde mit dem Davidstern trug, für einen Angestellten des Judenrats, der uns übrigens bei der Ausfahrt aus dem Lager noch sichtbar wurde. Er war alarmiert worden und hatte von der Landstraße die Hingesunkenen bereits aufgelesen und ins Spital befördert. In einer halben Stunde sollten wir am Ziel sein. Wir fuhren schon viele halbe Stunden. Schneebedeckt lagen die Felder an beiden Seiten des Weges. Schnee, Schnee, eine nicht enden wol-

lende schneebedeckte Ebene. Endlich fuhren wir in ein Dorf ein. Wir wollten aus den Schlitten herausklettern, als Schwarzuniformierte erschienen und kommandierten: „Aufsteigen, weiterfahren!“ Und wir erhielten auf jeden Kutschbock nun einen Uniformierten und fuhren weiter in den sinkenden Tag. Schnee, Schnee, nichts als Schnee. Wie lange wir noch fuhren, weiß ich nicht. Dann kamen wir wieder in ein Dorf, das wie ausgestorben dalag. „Heraus.“ Und wer nicht schnell genug herauskam, dem half ein Bajonett nach. Und wieder die Wirkung meines zornigen Ausrufs: „Lassen Sie den Kranken“, als man meinen Mann herausstoßen wollte.

Ganz plötzlich waren die Schlitten verschwunden und wir standen allein auf der durch den Schneeglanz erhellten Dorfstraße. Mein Mann begann wieder zu delirieren. „Laß mich doch ins Bett gehen. Ich bin so müde!“ Meine Kräfte versagten fast, ihn davon abzuhalten, sich in den Schnee zu legen.

Da sah ich aus der nahen Kirche einen Geistlichen in Begleitung eines Mannes kommen. Ich ging auf ihn zu und sprach ihn auf französisch an. Ich bat um Unterkommen für meinen kranken Mann und Hilfe für die alten Leute, die mit mir gekommen waren. Er antwortete, daß wir hier auf ihn warten sollten, er käme bald zurück. Ein Hoffungsstrahl! Nach geraumer Zeit stand er wieder vor uns. „Der kranke Mann mit seiner Frau und der Arzt mit seiner Frau kommen mit mir. Die anderen gehen ruhig in die Häuser,

wo man sie aufnehmen wird.“ Wir folgten ihm in seine Küche. Wohltuende Wärme umfing uns. Er hieß mich, Hände und Füße meines Mannes, die hochgeschwollen in den Schuhen steckten, mit Schnee einzureiben, und der uns begleitende Arzt hatte zum Eigengebrauch eine Injektionsspritze und Herzmedikamente mit, von dem er nun meinem Mann opferte. Um den großen Küchenherd wurde Stroh ausgebreitet, wir lagerten uns darauf, nachdem wir einen heißen Tee bekommen hatten. Wir blieben aber nicht zu Vieren, denn noch andere hatten den Weg zum Pfarrhaus gefunden, und obwohl uns der Pfarrer gesagt hatte, daß er nicht mehr als vier Personen beherbergen wollte, konnten wir die Landsleute nicht zurückweisen. Alles fiel in schweren Schlaf.

Da begann mein Mann wieder zu delirieren und um Hilfe zu schreien. Seine Stimme gellte durch das schlafende Haus. Vergebens bemühten wir uns, ihn zu beruhigen. Ich nahm ihn wie ein Kind in den Arm, aber in seinem /13/ Wahn erkannte er mich wieder nicht. Der Arzt hielt es für richtig, zum Pfarrer zu gehen und ihm eine Erklärung für das abzugeben, was sich bei uns abspielte. Die Folge davon war, daß wir eingeschlossen wurden mit dem dringenden Rat, am anderen Morgen weiterzuziehen.

Jedoch war für uns schon gearbeitet worden und Hilfe nahe. Die näheren Umstände habe ich später erfahren. Die schwarzen Teufel hatten eigenmächtig gehandelt und uns gegen die Anweisung

in ein polnisches Dorf befördert. Dort war der Führer zum Ortsvorsteher gegangen mit der Meldung: „Ich bringe Juden.“ „Was soll ich damit?“ „Totschlagen.“ Der polnische Ortsvorsteher setzte sich mit dem Judenrat in Lublin in Verbindung und erhielt die Zusicherung, daß am nächsten Tage Schlitten geschickt werden würden, um die Deportierten an ihren Bestimmungsort zu bringen. Die polnische Ortsbevölkerung hatte sich durchaus anständig gegen uns benommen. Alle hatten Nachtquartier gefunden, und der Lehrer hatte dafür gesorgt, daß uns eine warme Mittagssuppe gegen wenig Geld verabfolgt wurde.

Auch mein Mann, der immer wieder in Schlaf versank, schlürfte gierig die Suppe, war aber nicht zu bewegen, aufzustehen als die Schlitten kamen, sodaß wir fast den Anschluß verloren. Ich wußte nicht, daß es eine übergroße Schwäche war, die ihn hinderte. Schließlich fanden sich 2 junge Polen auf meine Bitte hin bereit, ihn gegen Entgelt hinauszutragen. Wir legten ihn in den Schlitten, soweit die anderen Insassen Platz freimachen konnten, und ich deckte ihn mangels der verlorenen Decke mit seinem Ulster zu, den er außer seinem Pelzmantel mitgenommen hatte. Als ich mir meinen Mantel aus dem Hause holen wollte, war er mit Muff und Handschuhen gestohlen und ein höhnisches Lachen klang mir nach, als ich zum Schlitten zurück eilte, weil mir keine Zeit zum Nachforschen mehr blieb. Und in der kurzen Zwischenzeit hatten die beiden jungen Polen meinem

Mann den deckenden Ulster gestohlen. So fuhr ich, gebeugt über meinem Mann, halb kniend, halb liegend, um ihm Schutz zu geben vor der Kälte und es wird mir ein ewiges Wunder bleiben, daß meine verwöhnten Hände, mit denen ich mich nun ohne Handschuhe am Rand des Schlittens festhalten mußte, keinen Frostschaden nahmen.

Wir fuhren durch den Wald, und nicht lange, so kehrten wir in ein Dorf ein, hielten vor einem einstöckigen kleinen Hause und wurden mit wildem Geschrei von jungen Burschen begrüßt. Ehe ich wußte, was geschah, hatte man meinen Mann herausgehoben und ihn ins Haus getragen. Ich folgte, so schnell ich konnte, und ich fand ihn schon sorglich auf Stroh gebettet in einem großen Raum. „E Mann mit nem Bort aus Deitschland!“ Mein Mann trug einen weißen Spitzbart, was die Juden, bei denen wir jetzt gelandet waren, begeisterte, denn sie sahen in der Bartracht ein Zeichen der Frömmigkeit. Fortwährend kamen neue Menschen, meist Frauen und Kinder, und staunten meinen Mann an. Hilfreiche Hände flößten ihm Tee ein, sowie Milch und Eingemachtes. Jeder bemühte sich um ihn, und ich ahnte nicht, daß wir uns in dem ärmsten jüdischen Dorfe befanden und jede Gabe Entbehrung /14/ für den Geber bedeutete. „Eir Mann?“ „Wie alt?“ „So olt!“ „Wievil Kinder?“ „Keine Kinder!“ Nicht wiederzugeben der Ton des Bedauerns, denn Kinderreichtum ist der einzige Reichtum, dessen sich diese Ärmsten der Armen stolz erfreuen.

Der große Raum, in dem wir uns befanden, einer Scheune ähnlich, war der Betraum des jüdischen Ortes. Der orthodoxe Rabbi mit Frau und 5 Kindern wohnte im selben Hause, ließ sich aber nicht blicken. Er hielt sich von uns zurück, weil er sich nicht mit uns verständigen konnte, und es hat einer langen Zeit bedurft, bis ich seine Scheu, mit einer Frau zu verhandeln, überwunden hatte und ihn in gemeinsamer Fürsorgearbeit schätzen lernte.

Es war ein junger Mann, eine polnisch-jüdische Schönheit mit so vornehmer Benehmen, als wäre er nicht in einem armseligen jüdischen Dorf, sondern in der großen Welt erzogen worden, der sichtlich die Leitung der Hilfsaktion übernommen hatte. Er installierte Nachtwachen und blieb selber wachend bei uns. Meine Bitte um Waschwasser setzte ihn in Verlegenheit. Schließlich brachte er in einem kleinen Becher Wasser, hieß mich die Hände ausstrecken und netzte sie. An größere Reinigung war er sichtlich nicht gewohnt. Ich wagte ihn um ein Bett für meinen Mann zu bitten. „Verzeiht, es gibt kein Bett“, antwortete er geniert, sichtlich bemüht, hochdeutsch zu sprechen. Aber am anderen Morgen, nachdem wir mit Tee erquickt waren (Zubrot gab es nicht), kam er zu mir und sagte: „Mei Vader is a frummer Mann. Er mecht gern haben den Mann mit dem Bort. Kimmt mit.“ Wir stützten meinen Mann auf dem kurzen Wege und betraten so zum ersten Male die armseelige Behausung eines polnischen Juden.

Durch einen ungepflasterten Flur kamen wir in einen schmalen einfenstrigen Raum. Gleich in der Ecke stand an der verräucherten Wand der quadratische Ziegelherd. Die Frau des Hauses verließ den Platz nicht. Sie rührte die ganze Zeit die Suppe, die neben etwas trockenem Brot die Nahrung des Tages bedeutete. Man pflegte zu essen, wenn es den Betreffenden „hungerte“.

Während unsere Hausfrau mit der einen Hand den Kochlöffel in Bewegung setzte, damit die dünne Wassersuppe sich nicht ansetzte, hielt sie in der anderen Hand das Gebetbuch. Die ganze Zeit, in der ich den Raum mit ihr teilte, hat sie das Buch nicht aus der Hand gelegt, und an ihren Lippen sah ich, daß sie in den Inhalt vertieft war. Sie begrüßte uns nicht, wies uns mit einer Kopfbewegung an die Betten, welche mit schmalen Zwischenraum am Fenster standen. In das eine Bett, das keine sehr saubere Wäsche hatte (ich wußte damals noch nicht, welche großer Besitz Bettwäsche und ein Bett sind), wurde mein Mann gelegt. Die Frau kam jetzt heran und gab mir, ohne zu sprechen, einen Samtbeutel. Mir war bekannt, daß fromme Juden in solchen Beuteln ihre Gebetsriemen aufbewahrten, aber ich war in Verlegenheit, was ich damit anfangen sollte. So legte ich sie zögernd neben meinen sofort wieder einschummernden /15/ Mann. Da ging ein so verächtlicher Zug über das Gesicht der schweigenden Frau, daß ich in tiefer Beschämung empfand, wie sehr ich sie enttäuscht hatte, weil sie ihre Hilfe Unwürdigen zuteil werden ließ.

Sie ging an den Herd zurück und nahm überhaupt keine Notiz mehr von uns. Ich wagte nicht, sie um etwas Suppe für meinen Mann zu bitten. Aber als der Sohn, unser junger Protektor, kam, gab er meinem schweigsamen Mann ein Glas mit jener undefinierbaren Suppe, die von da an das gewöhnliche Essen für meine Landsleute geworden ist.

Die Juden in den kleinen Orten sind sehr orthodox und erlauben nicht den Verbrauch von Fleisch, das nicht koscher ist. Und solch Fleisch war kaum, und wenn, dann nur mit großen Opfern aufzutreiben, also sind die Bestandteile der Suppen Gemüse, die es im Winter kaum gibt, gekocht in viel Wasser. Man verwendet natürlich auch Mehl und Gries, wo diese Mühlenfabrikate zu haben sind. Kein Wunder, daß die Körper meiner Landsleute, die an solche fettarme Ernährung nicht gewohnt waren, um durchschnittlich 15 kg in den ersten 3 Monaten abgenommen haben. Es gelang später durch die Vertretung des Joint in Warschau, der Jeas, die Nahrung etwas zu bereichern. Aber so oft ich den Versuch unternahm, die Fleischfrage zu erörtern, wurde ich darauf hingewiesen, daß diese Frage nicht diskutabel sei.

Inzwischen hatten der Arzt und der hilfreiche Landsmann, der sich um die Beerdigungen kümmerte, eine Fahrgelegenheit nach Lublin gehabt, und hatten im dortigen Spital die Aufnahme meines Mannes erreicht. Wir fuhren noch am gleichen Tag dorthin. Ich hatte große Sorge, daß mein Mann nicht ohne

mich im Spital bleiben würde, aber er war viel zu geschwächt, um zu begreifen, was um ihn vorging. Nicht einmal, daß er in Ermangelung eines Bettes auf eine Bahre gelegt wurde, und daß es nicht die Möglichkeit gab, sich nach 5 Tagen auszuziehen und Wäsche zu wechseln, geschweige denn sich zu reinigen, drang in sein Bewußtsein. In dem Saal, in den mein Mann gelegt wurde, befanden sich bereits viele Landsleute, einige wenige in Betten, die meisten auf Stroh, Männer und Frauen durcheinander. Es waren, wie ich später erfuhr, jene Unglücklichen, die auf der Landstraße bei unserem Einzuge in den Ort liegen geblieben waren, von dem alarmierten Judenrat aufgefunden und fast alle mit schweren Frostschäden ins Spital gebracht worden waren. Sie waren alle entsetzt über die Primitivitäten der Aufnahme, und auch ich konnte meine Verwunderung über die Verhältnisse, die ich dort vorfand, kaum verbergen. Ich hatte in der Zeit meiner Stadtratstätigkeit im Gesundheitswesen sehr intensiv mitgearbeitet und tiefen Einblick in Krankenhausfragen gewonnen. Was ich hier zu sehen bekam, schlug allem ins Gesicht, was wir unter dem Begriff Hygiene verstanden. Groß und hell war freilich der Raum, wenn auch immer überbelegt. Es gab auch ein Waschbecken mit fließendem Wasser, das aber nicht floß, und ein Kachelofen, der erst mittags unter langen Bemühungen durch einen alten Mann mit feuchtem Holz angeheizt wurde, spendete gegen Abend etwas Wärme. Aber es gab keine

Bettwäsche, kein Handtuch, keine Seife, kein Glas. Ein einziger Emaillebecher diente der ganzen Belegung von über 20 Menschen. Niemand wurde gewaschen, niemand ausgezogen. Ein einziges Stechbecken, keine Flasche, ein einziger Katheter standen /16/ zur Verfügung. Eine Schwester mühte sich mit von der Straße geholten Mädchen um die Betreuung der Kranken, die im wesentlichen in Verabfolgung der mageren Verpflegung bestand. Es gab des morgens einen dünnen Kaffee und 2 trockene Brotscheiben, mittags abwechselnd Mohrrüben und Kartoffelmus in Wasser gekocht, unzubereitet, oder rote Rüben mit Kartoffelmus und abends eine Tasse Tee mit trockenem Weißbrot. Nur der aufnehmende Arzt war wunderbar in seiner warmen Menschlichkeit.

Erst später, als ich mit Ärzten und Personal auf vertraueterem Fuße stand, erfuhr ich, daß dies auch ein für sie ungewohnter und unerträglicher Zustand war, in den sie durch die Besetzung hineingezwungen waren. Folgendes war vor sich gegangen: Das kleine jüdische Spital im Erdgeschoß und einer Etage war, wenn ich mich recht erinnere, eingerichtet für 120 Personen. Es hatte ausreichend und qualifizierte Spitalärzte und Einrichtungen, eine gut ausgebildete Oberschwester und wenig ausgebildete, aber mehrere Hilfschwestern. Kurz bevor wir kamen, war eine Flecktyphusepidemie beendet, und es befand sich noch viel Material in der Desinfektion, auch einige Räume waren geschlossen, als durch das deutsche

Militär 30 Bettstellen mit allem Zubehör an Betten und Wäsche, viel Medikamente, Verbandsmaterial und vor allem neuzeitliche Apparate beschlagnahmt wurden. Auf den Einwand, wie man die Kranken unterbringen solle, kam die kurze Antwort: „Juden brauchen keine Betten. Können auf der Erde schlafen.“ Gleich darauf kam unsere Invasion, die in den ersten Wochen bis zu 80 Personen täglich betrug, sodaß wir die ganze Ordnung des Spitals auf den Kopf stellten und einheimische Kranke nicht rechtzeitig aufgenommen werden konnten. Wenn man das alles weiß, kann man nicht genug dankbar dafür sein, daß die Ärzte sich nicht weigerten, wenigstens Asyl unter ihrer Aufsicht zu gewähren. Mehr war in vielen Fällen für die Deportierten, die nun aus den drei Orten zurückfluteten, nicht notwendig. In den folgenden Monaten gelang es, diese Zustände zu verbessern, da die Aufnahme ins Spital unter strenge ärztliche Kontrolle gestellt wurde.

Pflegepersonal stand für die beiden Räume, in die meine Landsleute gelegt wurden, nicht zur Verfügung. Ich fragte daher schüchtern die Oberschwester, ob man mir erlauben würde, die Stationsschwester zu unterstützen, die die Oberleitung unserer Abteilung neben ihrer sonstigen Tätigkeit hatte. Mir lag daran, meinem Mann nahe zu bleiben, und es zeigte sich, daß meine bloße Anwesenheit die Kranken beruhigte. Jedoch war man zunächst zögernd in der Zusage. Man fürchtete sichtlich, daß ich mich nicht unterordnen würde.

Als man aber sah, daß ich mich absolut unterordnete, auch meinen Mann bei der Essensverteilung nicht bevorzugte, nahm man in steigendem Maße meine Hilfe in Anspruch, besonders bei apathischen Kranken, die die Nahrungsaufnahme verweigerten. So erinnere ich mich einer unserer vornehmsten Frauen, die scheinbar bewußtlos im Bette lag und auf die Schwester nicht reagierte. Ich rief sie mit ihrem Namen an, worauf sie sofort die Augen öffnete. „Sehen Sie, ich bin es und bringe Ihnen zu essen.“ „Ich will kein Essen, man bringt mir Kot und Urin.“ „Aber wie können Sie so etwas sagen. Hier liegt mein Mann. Ich füttere jetzt erst ihn und dann Sie. Ich /17/ habe es Ihrer Tochter versprochen, mich um Sie zu kümmern.“ (Wie viele Lügen haben damals meine Lippen gesprochen. Es war mir ganz gleich, wenn ich damit eine seelische Stütze und einen friedvollen Tod geben konnte.) Es gelang mir, ihr einige Tage Nahrung zuzuführen. Aber dann verschloß sie sich auch mir. Ich fühlte, daß sie keinen Lebenswillen mehr hatte. Sie würde ihre in Mischehe lebende Tochter und die Enkelkinder nicht mehr wiedersehen. Wozu sie quälen? Und sie schlief ein, so sanft, wie ich viele sterben sah.

Auch mein Mann, der fast immer schlafend dalag und nicht wußte, wie schrecklich Hände und Füße mit Blut und Eiter bedeckt waren, die nicht gewaschen, die nicht verbunden wurden außer mit einem Notverband, den ich selbst mit einem geschenkten und zu Binden zerrissenen Hemde angelegt

hatte, auch er starb in seiner Kleidung, die er seit der Deponation nicht ausgezogen hatte, einen sanften Tod. Und im letzten Augenblick war seine Frau nicht bei ihm! Als ich eines Morgens den Saal betrat, fand ich das vertraute Gesicht nicht mehr. Ich hatte mich gewöhnt, den Tod kommen zu sehen. Er hat dort unten seine Schrecken für mich verloren. Täglich, wenn ich ins Spital kam, meldete mir der Arzt, wer in der Nacht gestorben sei. Und mein Verstand antwortete: „Es ist gut so.“

Zu den Schwierigkeiten, in denen wir die Juden der Orte, in die wir aufgenommen waren, versetzten, gehörten nicht zuletzt die Todesfälle. In dem kleinen Ort, in dem ich zuerst mit meinem Manne gewesen war, ist z.B. die jährliche Todesziffer nicht so hoch wie die Zahl der Toten, die wir schon im ersten Vierteljahr lieferten. Der Lubliner Friedhof ist allerdings geräumig, und der Judenrat grenzte, weit voraussehend, einen freien Teil für die Deportierten ab. Einer der ersten auf diesem fremden Boden war mein Mann.

Es war nicht leicht, herauszubekommen, wann die Beisetzung stattfinden sollte. Aber der Landsmann, der sich vom ersten Tage um die Bestattung gekümmert hatte, gab mir die Nachricht und begleitete mich zum nahen Friedhof. Es schloß sich noch ein junger Landsmann an, sodaß ich nicht ganz allein war. Ich mußte lange im Büro warten, bis man mich an die Tür eines Raumes führte, in dem auf einem hohen Eisblock mein Mann lag, umringt von frommen Juden,

die die Todesgebete murmelten. Dann mußte ich mich wieder zurückziehen. Bald wurde eine Zeltbahn an Stäben herausgetragen, auf der der eingehüllte Tote lag, der mir vorangetragen wurde. Einen Sarg kannte man dort nicht. Plötzlich stellten die Träger die Bahre hin und verschwanden. Wir warteten eine Weile, dann gingen meine Begleiter die Leute suchen, um festzustellen, warum sie nicht wiederkehrten.

Ich stand allein unter dem grauen Februarhimmel auf schneebedecktem Wege und starrte auf den eingehüllten Körper, dessen Konturen sich abzeichneten. Ich glaubte es nicht ertragen zu können. Da fiel mir ein, daß mein Mann sich gewünscht habe, unter dem Beethovenschen Trauermarsch verbrannt zu werden, so sang ich ihn leise für ihn. Die Leute kamen wieder und trugen die Bahre zur Gruft. Für die Verzögerung durfte man ihnen keinen Vorwurf machen. Es war zu schwer gewesen, der vereisten Erde die tiefe Gruft abzuringen. Und dann betteten sie den Toten, der in einen Gebetsmantel gekleidet war, mit sanften Bewegungen, legten das Gesicht und die Hände frei, zwischen die sie ein Stöckchen mit einem kleinen Schild, auf dem vermutlich der Name stand, steckten. Mein Herz wollte stillstehen vor Schreck. Aber friedlich und schön leuchtete das Gesicht meines Mannes mir /18/ aus der Gruft entgegen und meine Phantasie hob mich aus dem Grauen heraus und ließ mich die königliche Gruft eines Pharaos sehen, in der ich den Menschen zurücklassen mußte, der mich

wie kein Anderer geliebt hatte. Nach mir durfte keine andere Frau mehr an den Beerdigungszeremonien teilnehmen. Der leitende Spitalarzt, der in westlichem Denken aufgewachsen war, schien entsetzt, als er hörte, daß man mich zugelassen hatte, und ich mußte ihm recht geben, daß es für eine Frau kaum ertragbar war. Doch möchte ich das Bewußtsein nicht missen, meinen Mann zur letzten Ruhestätte geleitet zu haben.

Drei Monate später, als ich keine unbekannte Frau mehr war, setzte der Judenrat meinem Manne als Dank für meine Mitarbeit einen Stein, den ersten auf dem Friedhof, der deutsche Worte trug. Ein Mitglied des Judenrates führte mich zur Enthüllung, und meine neugewonnenen liebevollen polnischen Freundinnen deckten das Grab, entgegen der herrschenden Sitte, ganz mit Blumen. Die Dankbarkeit dieser guten Menschen war genauso unbegrenzt wie ihre Hilfsbereitschaft. Der Judenrat plante übrigens, auf einer eisernen großen Tafel die Namen der auf dem Lubliner Friedhof Beerdigten zu verzeichnen.

Als ich nun mutterseelenallein den Friedhof verließ und überdachte, wie leicht der Erfrierungstod sei, trat zum ersten und einzigen Male die Versuchung an mich heran. Niemand würde es merken, wenn ich jetzt aus der Stadt herausginge und immer weiter in den Schnee hinein. Der Gedanke, ein Ende zu machen, war zu verlockend. Mein Weg führte mich am Spital vorbei. Da stand ein Mann im Eingang und

gestikulierte wild mit den Armen: „Wo bleibt Ihr, man sucht Euch. Do kimmen Leit.“ Und ich ging hinein. Man brauchte mich. Man hatte mich vermißt. Mein Ich blieb und war von diesem Tage an ausgelöscht.

Das war das Wunderbare, daß ich mich nützlich machen konnte, und dadurch blieb meine innere Substanz unzerstört. Niemals habe ich meinen Namen mehr geliebt, als wenn er nun getröstet und dankbar von den Lippen jener unglücklichen Verstörten erklang, die aus den drei Verteilungsorten zum Spital transportiert wurden und verängstigt auf ihrer Bahre der Aufnahme harrten. Wenn sie mich sahen, hegten sie sofort die in nichts gerechtfertigte Zuversicht und Hoffnung, daß sie nun geborgen seien.

## **Musik (II)**

## Lesung aus den Briefen von Martha Bauchwitz<sup>38</sup> vorgetragen von Anja Taschenberg

17. Februar 1940

Liebe Luise, nur kurz Nachricht, daß wir gestern, Freitag, angekommen sind. Bitte Hans<sup>39</sup> alles einleiten schnellstens. Versucht aus Mönchenstraße Sachen zu erstehen. Wäsche, Sommerkleider für beide. Evtl. Bücher für später. Fahrt bis Nacht zu Freitag. Hierher Schlitten. [...] Vater wohl. Ich auch. Aber Theo<sup>40</sup> verwirrt. Familie sehr bewährt [...] Heute erstmalig gut gelegen. [...] Krähen dick und groß. Hier liebe Kinder. Adresse, wenn wir Sitz haben [...] Erkundigen dort, wo Post hergeht. Innige Grüße. Mutter.

18. Februar 1940

Gel[iebte] Kinder, nun haben Vater u. ich die Nacht gemeinsam verbracht. Man tut, was man kann von Seiten der [jüdischen] Bürger. Alle ganz arm. Lest „Die Mutter“ von Sch[ole]m Asch,<sup>41</sup> falls Ihr ran kommt. Wir haben bis jetzt noch kein Gepäck, nur was wir auf d. Leib haben. [...] Himmel ist blau, herrliche Farben. Neben uns kat[h]olische Kirche. Aber platonisch. [...] Grete sehr tätig hier. Viele haben die Welt verlassen. Alte. [...] Schneider [hat] Vater Knöpfe angenäht umsonst. Ich noch nicht [Insulin] gespritzt. [...] Cape und Schürzen fehlen mir sehr. [...] Vaters Instrumente weg. To[jillette] auf freiem Felde bei [minus] 34° ohne Brett. Seid dankbar und betet. M[utter]

[auf der Vorderseite:] Hiermit geben wir Herrn Ewald Hoyer, Stettin Neu Torney, Hufeisen 5 die Vollmacht, für uns eingehende Post entgegenzunehmen. Wir

ersuchen hiermit Postamt I Stettin, die Post an Unterzeichnete an Herrn Hoyer zu senden.

Frau Martha Sara Bauchwitz  
Dr. Max Israel Bauchwitz, Stettin Mönchenstr. 23  
[jetzt:] Piaski Luberski d. 18/2/[1940].

Dienstag, 20.2.[1940]

M[eine] I[lieben] K[inder]. Tausend Grüsse. Wir leben mit vielen. Winter-sonne auf Russl. Feld. [minus] 35°. Verdauung im Schnee. Alles teurer als drüben. Hans G. schreiben!! Gepäck haben wir noch nicht. Zeitung! Senkel, Inspirol fehlen. Statt Bubi To [= Plumpscklo] Fliegen. Eiszapfen. Vater u.

38 Ich danke Gisela Hoyer-Kaiser (Heusenstamm) und Ernst Rolf Bauchwitz (Worms) für die Vorlage der kopierten Originalkorrespondenz. Die Originale lassen die äußere Not auch optisch erkennen, der Stakkatostil ist der unvorstellbaren Papierknappheit geschuldet. Eine vollständige Edition dieser einzigartigen Briefe ist in Vorbereitung.

39 Hans Bauchwitz, der jüngste Sohn, bereits in Argentinien lebend.

40 Theodor Meyring (\*03.11.1863), der Mann Elsa Meyrings.

41 Scholem Asch, Die Mutter. Roman, Zürich/Berlin 1930.

ich vertragen uns gut im Bett. Seht, was erlaubt ist, zu schicken. Ob Geld erlaubt ist? Vater noch nicht gearbeitet, da ohne Instrumente u. hier noch nicht geregelt. [...] Denkt an uns u. tut was geht. [...] An alle Grüsse. Mu[tter]  
[P.S.: Schickt bitte] Billiges Dame-Mühle[-Spiel], Karten, Domino.

25./26. Februar 1940

Abs. Dr. Bauchwitz | b. Feldzeiten[?] | in Piaski-Kreis | Lublin Adolf Hitler Str. 5  
Gel. K[inder] wir sind gesund u. warten auf Nachricht, dass Ihr im Besitz unsrer Adresse seid. Ich habe Schnupfen u. keine T[aschen]Tücher oder Seife. Bitte ein P[ä]c[kchen Tempo" [Taschentücher], Zahnbürste, Lappen aber alte. Wäsche doch ebenfalls nur alte. [...] Koffer verloren. Theo tot.<sup>42</sup> Viele. Esse nur Kohlehydr. Für das Insulin Frau H. in Schweiz bitten. Jetzt Mittagsuppe gut in Bethaus. Abends Brot sine [= ohne alles]. Möchte jung u. Zola, Leibl, Thoma sein. Erleben Breughel, Steen, Murillo mit allen Töpfen u. Gestalten. Aber ohne Alkohol. Wetter gut, kalt. Denken an Euch alle in Dank u. Gebet. Hier Talmifrömgk[eit]<sup>43</sup> Viel Schmutz, mehr Elend. [...] Seit 14 Tg. keine Zähne geputzt. [...] Ich spreche mir Goethe, viel Schiller [...] Für mich natürlich. Sonst natürlich keine Stimmung. [...] Wir sind dicht an Russland. Deutsches Militär fährt viel durch. Kommandant gestern 5 Uhr fein Besuch bei Essen. Fidelio. Aber weiter weiss man nicht. [...] Tausend Grüsse. Betet. [...] M.[utter]

27. Februar 1940

Soeben Eure erste Nachricht vom 22. [...] Vielen Dank. Wir sind glücklich, dass Ihr wohl seid. Wir sind gesund. [...] Wir essen im Betsaal Eintopf u. bekommen Brot für den Tag. Morgen ist Markt. Da wollen wir Käse kaufen lassen. Vielleicht ein Ei, sehr teuer. Theo ist tot. Grete ist sehr fleissig. Ich nicht. Koffer, Instrumente, Documente fort. Sehr kalt. Wir haben es gegen Viele gut relativ.<sup>44</sup> Stroh ist knapp. Bei uns wird manchmal geheizt. Aber immer 10 u. mehr Menschen in engem Raum. Hier gibts keine Zeitung, Buch oder dergl. Papier auch nicht. Päckchen kamen an andere an. Auch Geld. Pappteller bitte. Wir haben die Strümpfe u. Wäsche seit dem 11. [Februar] an!! Tag u. Nacht. Wenig Wasser. Warm noch weniger. Euch allen innige Grüsse. [...] Mutter.

1. März 1940

Wir können nichts schreiben ohne Porto. Keiner glaubt an Berlin. [...] Frau Maria Lewy<sup>45</sup> ist mit vielen tot. [...] Der schwarze Bredow fällt speckig vom Leibe. Vater[s] Strümpfe seit 11.2. Hemd ect. ect. Elsa, Grete, Paul an anderm Ort. Hier viel Bekannte. Vater sehr gesucht als pr.[=privat praktizierender] Arzt. [...] Eine Vorstellg. kann sich keiner machen. Ich kann schon ohne Taschentuch im Freien auch Bubi To bei Nordwind. Seit 12. [Februar] haben wir keine Nachricht, was der Krieg macht. [...] Eben bekam ich Wruckensalat. Etwas Seltenes.

2. März 1940

Meine lieben Kinder. Karte 3 ist da. Wir

sind froh, daß Ihr wohl seid. Vielen Dank für alles. Aber ob uns noch mal was hilft? Keiner glaubt es. Deportiert Cayenne. An Hertha können wir nicht schreiben, da wir weder Papier noch Portogeld haben. Ewald kann es für uns tun u. ihr danken für Treue u. Fleiß. [...] Täglich Tote. Wir beide haben noch keine erfrorenen Glieder. Vater vertritt Arzt, läuft den Tag im Nordwind und Frost oder tiefem Schmutz. [...] Ihr schreibt: Knöpfe? Glaubt Ihr, dass wir die kaufen können? Vater holt morgens Gemeindebrot u. mittags essen wir Einheitssuppe. Vater erstand etwas Weißkäse, 2 Eier. Das ist Luxus. [...] Bitte keine unnötig[en] Drucksachen senden. Porto zu teuer [...] Kaum Platz für Sachen. [Wir haben] Kein Fach. Kein[en] Koffer. [...] Wenn wir nur erst mal Wäsche wechseln könnten. [...] Etwas Kerzen von Weihnachten? Hier nichts. Grüsst alle. Sie sollen an uns denken. Viele bekamen schon Päckchen u. Geld. [...] Schickt [alles] ab bis zur Neige. An Einzelhilfe denkt keiner. Nur Gesamtleistung [zählt]. [...] Wir sind froh, dass sie dereinst eine Ahnung von dem Erleben haben. Euch Allen treue Grüsse. M.

### 3. März 1940

L[iebe] L[uisse-Lotte]. Fr. Weyl[s] Grüsse nützen uns garnichts, nur Geld, Essen, Medicam[ente] Verbandz[eug]. Man wird Realist für andre u. sich. Wir sind rel[at]iv gesund u. ohne erfrorene Glieder, wie andre. „Ach aus dieses Tales-Gründen“ – Schiller lesen.<sup>46</sup> [...] alle sollen schicken. [Seit] 3 Wochen 1 Hemd, 1 Strumpf. Päckchen bis 2 kg. er-

laubt. Am sichersten Warenproben [...] Seife dringend. Wir werden Tote auf Friedh[of] begleiten, sowie Nordwind weg. Sehr kalt. Schickt sofort. Wir haben d[as] Zimmer nicht mehr. [Jetzt liegen wir im] Kabinett[im] Durchgang. Zudeck: Bett, 2 Pelze, jeder in seiner Reisedecke in Wollsachen mit Strümpfen. [...] Alle schlafen im Reich.

### 4. März 1940

Heute Montag gibts keine Post. Wieder ein Tag ohne Hoffn[ung] auf Hilfe. Ihr dürft nur Dank beten für Euch! Bitten ist kraftlos gegen Höllen[(Werke)].<sup>47</sup> Wir danken auch nur, wenn wieder einer tot

<sup>42</sup> Theodor Meyring verstarb laut der Lubliner Deportiertenliste am 24.02.1940 in Piaski, tatsächlich aber in Lublin.

<sup>43</sup> „Talmifrömmigkeit“ = Scheinfrömmigkeit.

<sup>44</sup> Die Wirtsleute des Ehepaars Bauchwitz lebten in völliger Armut mit vier Kindern, geschlafen wurde auf Stroh.

<sup>45</sup> Die Lubliner Deportiertenliste weist für Maria Lewy (\*1859) als Verbringungsort Glusk auf. Sie starb – wie sich die Schreiberin später korrigiert – im April 1940.

<sup>46</sup> Friedrich Schiller: Sehnsucht (1803). Strophe 1: Ach, aus dieses Tales Gründen | Die der kalte Nebel drückt, | Köntt ich doch den Ausgang finden, | Ach, wie fühlt ich mich beglückt! | Dort erblick' ich schöne Hügel, | Ewig jung und ewig grün! | Hätt ich Schwingen, hätt ich Flügel, | Nach den Hügeln zög ich hin.

<sup>47</sup> Der zweite Wortteil „Werke“ ist nicht eindeutig und scheint noch von der Verfasserin unleserlich gemacht worden zu sein. In einigen Zeilenlücken der nächsten Zeilen schrieb sie über Kopf in sehr kleiner Schrift Sonderbot-schaften. Vgl. die Abbildung auf S. 60.

ist. Jetzt sind wir 3 Wochen fort. Jeder Tag wird schwerer. Unser Geld ist alle für wenig Butter u. Eier (6) u. Quark. Vater ab u. zu Cigarette. [...] Mein pers. Toi Tuch ist nachts Comresse. Bei Tag Wisch- u. Handtuch. Mein schwarz weisser Schal Komresse nachts am Tag Kopftuch unter Hut gegen Nordostkälte. Erkältung. tägl. neu durch Freiland To[ilette]. Braune Strickjacke [tragen] Vater u. ich tags u. nachts. Meine Bluse vermodert. Vaters Handsch[uhe] zerfallen trotz der Stopfwohle. Es soll nur keiner liebe Zeilen schreiben. Sie helfen nicht. Jetzt auch Seife alle. Lotte, geb. Zander, hat Pass!! Alle mobil machen. [...] [Zwischen den Zeilen über Kopf:] Nur Hunger. Durst. Alles klebt an der Haut. Es geht hier allen so. Berlin macht nur Listen ohne Hilfe.

5. März 1940

Ihr Lieben Karten 5. 6. 7. angekommen. Alle andern bestätigt. Es sind von Euch 7. Vielen Dank. [...] Seife gibts hier nicht. [...] Ich sitze seit früh 8 [Uhr] bei 8°. Habe gefegt u. genäht. Ullendorfs<sup>48</sup> sind hier u. wohnen mit 30 andern auf Stroh. Sind aber gesund u. Ulle sehr munter. Wenn wir nur etwas zum Verkauf hätten. Damebrett angekommen u. Steine! Das andre Spiel verstehen wir nicht. Auch Halma, das angekündigt war, müßte Beschreibung haben. Heute kam die erste T.[ages]Z.[eitung] vom 29. Schwer begehrt. Aber wir brauchen To[ilettenpapier] u. Tischtuch davon. [...] Unsere Wäsche fault auf d. Haut. [...] Frau Forell u. Maria L. sind auch tot. Von Schweiz keine Sendung. Bitte schreibt dringend dahin. [...] Im übri-

gen – Gedenken nützt nicht – nur Hilfe. [...] nochmals nicht beten, danken u. um Erlös[ung] bitten.

6. März 1940

Von Tante Käte kam Päckchen. Heute Feiertag, da nach 22 Tg. erstmalig Zähneputzen! [...] Wir sitzen im Bethaus u. warten auf d. Suppe. [...] Pass erneuern. Argentinien Abruf illusorisch. Entweder kommen alle raus oder alle gehen. [...] Alle sollen Säckchen schicken. Vater leidet, dass er gar keine Medicam. bekommt. Hier ist seit Krieg nichts [mehr vorhanden]. [...] Es schneit u. friert bei N.W. Die Handschuhe v. Vater stopfe ich heute mit Tante H. Garn. Entgegen Ihrer Ansicht kommen hier Briefe an. Und Päckchen in Massen. Ich schreibe zwischen 300 Wartenden u. Sprechenden am Bettisch. [...] Und nun lebt wohl. Ihr lebt! Und der Lebende hat Recht.<sup>49</sup> Wir sind ohne Recht u. --- Reichsvbd.<sup>50</sup> macht Listen bis Patient tot ist. Wieder Tote u. viel kranke Kinder. Mein Bredow ist bald futsch. Alles verflucht. [Hat] Herta [nicht eine] Schürze oder Bluse? Köbli<sup>51</sup> soll auch mal nach Veilchen sehen u. eins einlegen. Hier [war noch] nie was [an Blumen zu sehen]. Eau de Cologne in kleinen Flaschen. M[utter].

6. März 1940

Etwas Ruhe im Zimmer. Meine Hand beschattet diese K[arte], einzige Lichtquelle oben im Raum 12[Am]per Lampe für alle Räume. Wir hoffen auf Wäsche von Hertha. Behälter haben wir nicht. [...] [Schickt] Nicht mehr als 1x alles. Schlüpfel! Wenn man 1x wa-

schen kann, gets. Hier alle nett bei ihrer Armut. Wir trinken Tee, d.h. in ein Glas nur kleine Prise Res[erve]teeersatz mit heiß Wasser begossen. Süß schmeckt [es] gut u. ist billig. Probiert es. [...] Hier Schneetoben. Bitte alte Spiele u. Bilderbücher. Auch für Kinder aus Heringsdorf 14-16 [Jahre alt].<sup>52</sup> Ob wir hier etwas in Sache [unseres Stettiner] Haus[es] erfahren? Wo denkt Ihr hin. Ohne jede Möglichkeit dazu. Keinerlei Verbindung. [...] Fidelio: „Er muß ein großer Verbrecher sein oder große Gegner haben.“<sup>53</sup> [...] Losung u. G.[esang]buch nicht schicken.<sup>54</sup> Hier nur im Kopf.

### Musik (III)

6. März 1940

[...] nicht viel Neues. Immer dasselbe. Vater schreibt direkt an Euch eingeschrieben. Ich glaube nicht an Erfolg, aber er ist ja optim[istisch]. Wenn er nicht wollte, lebte ich nicht. Die Kosten sind zu gross für den er[hofften] Erfolg. Es kann keiner eine Ahnung haben. Frau Jessel auch tot.<sup>55</sup> Betty geb. Treuenfels [ebenso].<sup>56</sup> Alle auf Stroh gestorben. Vater kauft mir [ein] Ei für Löffel Erlös. Aber dann [ist unser] Trauring [dran]. Heute [ist er] bei kranken Mädels gewesen. Bekamen Nachr., dass [das] einzig[e Kind] Bendis[?] im Krankenhaus gestorben 12 Jahr alt. Eltern hier erschüttert. Vielleicht schreiben d. Jungen mir mal einen ihrer schönen Briefe mit Zeichnung, den ich zeigen kann. Den Leuten hier sind wir sehr über. [Sie müssen] Ihr Zimmer teilen. [Wir bringen] Kosten u. Arbeit. [...] [Überall ist]

- 
- 48 Der verwitwete Bäcker Hermann Ullendorf (05.11.1868–18.09.1942) und seine Tochter Luise Ullendorf (30.04.1903–) aus Stettin.
- 49 Anspielung auf die erste Strophe aus Friedrich Schillers Gedicht An die Freunde: Lieben Freunde! Es gab schöne Zeiten | Als die unsern – das ist nicht zu streiten! | Und ein edler Volk hat einst gelebt. | Könnte die Geschichte davon schweigen, | Tausend Steine würden redend zeugen, | die man aus dem Schoß der Erde gräbt. | Doch es ist dahin, es ist verschwunden, | Dieses hochbegünstigte Geschlecht. | Wir, wir leben! Unser sind die Stunden, | Und der Lebende hat recht.
- 50 Gemeint ist die „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“, die allerdings keine rechtliche Zuständigkeit mehr für die Deportierten hatte.
- 51 Kosename eines Stettiner Enkelsohns.
- 52 Es handelt sich um die Familie Saulmann, die mit ihren drei Töchtern Ilse (\*1928), Hilde Ruth (\*1930) und Eva (\*1936) und weiteren Verwandten nach Piaski deportiert worden war. Vgl. Lubliner Deportiertenliste Nr. 901–907. Salinger (wie Anm. 26), S. 206 f.
- 53 Fidelio, IV. Akt, 4. Arie: Rocco erzählt Marzelline und Leonore, dass er sie in eines der Verliese nie werde führen können. Darauf Marzelline: „Vermutlich, wo der Gefangene sitzt, von dem du schon einige Male gesprochen hast?“ Rocco: „Du hast's erraten.“ Leonore forschend: „Ich glaube, es ist schon lange her, daß er gefangen ist?“ Rocco: „Es ist schon über zwei Jahre.“ Leonore heftig: „Zwei Jahre, sagt Ihr?“ Sich fassend: „Er muß ein großer Verbrecher sein.“ Rocco: „Oder er muß große Feinde haben, das kommt ungefähr auf eins hinaus.“
- 54 Offenbar lasen Bauchwitzens die Herrnhuter Losungen.
- 55 Witwe Henriette Jessel (24.07.1866–06.03.1940) aus Stettin verstarb am Tag der Briefentstehung in Lublin.
- 56 Dieser Name fehlt in der Lubliner Deportiertenliste, einer der Hinweise darauf, dass diese im Nachhinein entstandene Liste unvollständig ist.

Kriegszustand u. alles knapp. [...] Am Sonnabend denken wir bei dem braunen Camilletopftee an Konrad. Es können immer nur 2 [gleichzeitig] trinken. Dann abspülen so Wasser ist. Gestern 15 St.[unden] ohne Wasser. Morgens heute wieder gewaschen. [...] Bitte: wie heisst die Reihe [bei] Goethe: weibisches Klagen, weichliches Zagen? Ich wurde konsultiert. [Lest nach in:] „Feiger Gedanken...“<sup>57</sup> [...] Wir können von hier nicht nach Übersee schreiben. Bitte vermittelt. [...] Allen Grüsse. Dankt nur! M.

7. März 1940

Vater ist dauernd unterwegs, weil viel Elend ist. Ich gehe nur da u. dort zu trösten u. heute schrieb ich für Fr. Ella R. [=Riess] Briefe. An Erwerb ist für keinen zu denken. Aller Koffer endgültig fort. Mein Melittakocher, Brillen, Messer, alle gute Wäsche ect. [Alles verloren!] Bücher in keiner Form schicken, da wir weder Fach noch Tisch noch Koffer haben. Aber ev[tl.] doppelseitig [Eure Briefe] beschreiben: [z. B.] „Worte des Wahns“.<sup>58</sup> Der Mond ist aufgegangen.<sup>59</sup> Vielleicht macht es Marthe [...] Von hier könnt Ihr Euch keine Vorstellung machen. Keiner. Als Studienfahrt interessant. So [aber nur] Tragik.[ich]Spreche[zurVerständigung mit den Hiesigen] gerne Süddeutsch gemischt. Meiderle, Veigele [heißt es hier]. Aber [es ist] nie zu verstehen bei [schneller] Unterhaltung.<sup>60</sup> [...] Unsere Taschenkämme auch kaputt. Bitte [...] Zahnbürsten, die ich eintauschen kann. Vaters Senkel kamen wie gerufen. [...] Wenn Vater nur Wäsche hätte.

Die grauen Strümpfe für mich sind gut. Vater trägt die Socken, die ich überhätte, abwechselnd. Watte war gut. Auch Inspirol. Aber d. Wichtigste bleibt Essen und [alles, was man] auf dem Leib [hat]. [...] Seid nicht böse, wenn wir nur so schreiben. Aber Not erklärt es. Es geht allen so. Keiner kann dem andern aus helfen. [...] Unser Herz sehr gut. Auch Nerven. Allen innige Grüsse.

7. März 1940

Im Kopf bilden sich Skizzen u. Novellen. [Die] Müssen leider da bleiben bis auf Zeiten, mit denen ich nicht mehr rechnen. Heute wieder Tote von 51 Jahr.<sup>61</sup> Wir hatten einen guten Morgen mit Onkel S[iegfrieds] Papier, herrliches geschenktes Gebäck aus Mehl, Salz, Hefe, Öl! Und Vater bekam Milch, die wir kaufen wie für mich 1 Ei. Vater holt jeden Morgen das Gnadenbrot u. mittags essen wir vom Napf od. Teller gemeinsam! Heute bekommen wir im Hause etwas. [...] Milch kostet seit Krieg 38 Pf. sonst 8! Ei jetzt 25-30 Pf. [...] Sofie G. tot. Teile es Fr. Lydia Mendt mit. Der Waggon ist nicht abgehängt [gewesen]. Alles war in Lublin!!

Piaski 7/III.40

Meine [liebe] [liebe] Käthe, dies ist der erste Brief, den ich [Dir] schreibe und auf deinem Papier u. dank deiner Portosendung. Für alle Liebe tausend Dank. Uns geht es von Tag zu Tag abwegiger. Man ist den Leuten über u. versucht, alles zu Geld zu machen, was nicht den Leib unbedingt decken muss. Das Volksküchen-Essen ist wie immer

u. man isst – es sind [noch] mehr Diabet[iker] [hier] – von früh an nur, was man nicht soll. Viel Kranke, viel Tote. Für Morphium Spritz[e] ist man leider zu human. Heute kamen von Hoyers wieder Schachteln mit Tempo T[aschen-tüchern], Seife, Watte, /Strümpfe/. Lauter Wertgegenstände. Man braucht selbst u. teilt. Von uns aus sind dafür alle gleich. Leider [gilt das] nicht von überall. Volksgemeinschaft klingt herrlich. [...] Unsere Sachen sind endgültig verloren [...]. Vater hat [...] leider keinen Schal. [...] Wenn er nur dies Hemd mal wechseln könnte. Zu etwas anderm zu schreiben, kommt man nicht. Man sieht nichts u. hört nichts! [...] Unsere drei Kinder [hier im Haus] sind „Juwelle“ wie alle hier. Die Grossen denken von sich, nur sie sind tüchtig. „Die deutsche Frau arbeitet nicht, die kann baden.“ „Wir arbeiten hier, wir können nicht baden.“ [...] Eine Dame möchte baden! „Wozu? Ihr Mann ist doch nicht hier!“ [...] Wenn man jeden 5. Tag verdaut [= zum Austritt muß], ist man froh. Max u. ich haben keine erfrorenen Glieder. [...] Es kann [von euch aus] nicht genug getan werden. [...] Tausend Dank f. Deine Geldsendung. Hoffentl. können wir [es] mal vergelten. Trotzdem ich keinen Weg sehe. Meine Stimmung ist die aller. [P.S.:] Schreibt Onkel, dass er viel zu hoch frankiert hat.

8. März 1940

Seit 4.3. sind Pakete von hier zulässig, wenn sie zollamtlich gepackt sind und alte Sachen enthalten. Erbitten also Hausschuhe, Wäsche f. Max u. mich.

Falls nicht[s entsprechendes] da [ist], müssen alle Bekannten aushelfen. Ihr u. sie alle, ahnt nichts. [...] Morgen [muß unser] Trauring [verkauft werden]. Vater braucht Milch, ich Eier. Heute war Gottesdienst. Köblis Lied war mehr. [...] Daß Ihr wasserlos seid, ist ja scheußlich. Aber wohl nicht zu den Folgen wie hier. Krähen besorgen [hier die] Abfuhr u. [die] Schweine!! [Wir halten] Totenfeier für 10 %. Frau Lewy<sup>62</sup> lebt auf Stroh.

---

57 Aus Goethes Singspiel Lila (1777), 2. Aufzug: Feiger Gedanken | Bängliches Schwanken | Weibisches Zagen | Ängstliches Klagen | Wendet kein Elend, | Macht Dich nicht frei. Allen Gewalten | Zum Trutz sich erhalten, | Nimmer sich beugen, | Kräftig sich zeigen, | Rufet die Arme | Der Götter herbei – Dieses Gedicht wurde vielfach vertont. Das Gedicht war u. a. die Familienlosung der Geschwister Sophie und Hans Scholl.

58 Friedrich Schiller, Worte des Wahns (1799), 5 Strophen: 1. Strophe: Drei Worte hört man bedeutungsschwer | Im Munde der Guten und Besten, | Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist leer, | Sie können nicht helfen und trösten. | Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht, | So lang er die Schatten zu haschen sucht. 2. Strophe: So lang er glaubt an die Goldene Zeit, | Wo das Rechte, das Gute wird siegen, | Das Rechte, das Gute führt ewig Streit, | Nie wird der Feind ihm erliegen, | Und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei, | Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.

59 Das bekannte Abendlied von Matthias Claudius.

60 Das Jiddische ermöglichte zwar eine notdürftig informelle Konversation, war den pommer-schen Deportierten jedoch als Alltagssprache in der Regel nicht geläufig.

61 Am 07.03.1940 starb die 52-jährige Amalie Steinfeld (\*10.05.1883) aus Stralsund, vermutlich ist sie gemeint.

62 Die Lubliner Deportiertenliste weist nur für Glusk Frauen mit dem Namen Lewy auf.

Leider. Teilt es bitte Janet mit. [...] Sie soll Geld schicken. Wenn nur einer eine Ahnung hätte, würde er sich schämen. [...] Hier Amputationen Tagesordnung. [...] Inzwischen kommen zu den 10 % die andern Toten. In andern Orten soll es noch schlimmer sein.

10. März 1940

Das ist eine grosse Enttäuschung mit dem Geld, [das nicht gesendet werden durfte]. Viele bekommen oft 10 M[ark]. Na, der Trauring, der am 14.3.44 Jahr [alt] ist, hilft. Die Lage wird immer trüber [...]. Vater holt morgens Brot u. das hält dann 2 Tg[= Tage]. Sowie wir eine Kanne kaufen können, kaufen wir auch Kaffee vom Amt. Von Euch kamen Päckchen [aber] alle mit Nachporto. [...Wegen des zu ersetzenden Passes] erwarte ich nichts mehr. Dass Ihr nicht schuld seid, wissen wir. An Einzelhilfe glaubt keiner. [...] Unsere Papier[e sind] alle fort, aber [...] [die] Kennkarte, die haben wir. [...] Alle begeistert von Zeitungen [wenn sie eintreffen].

Piaski 10.3.40

Zunächst noch einmal die Bestätigung der [...] Sendung gebrauchter Taschentücher und gebrauchter Strümpfe, sowie Insulin. Leider kostete alles wieder Porto – oder ob das Zoll ist trotz der gebrauchten Sachen? Wir haben wieder 8 Zloty bezahlt. Dass E. die Geldsendung nicht genehmigt ist, ist schade. [...] Aber auch niemand ahnt auch nur etwas von uns. Wir sitzen den Leuten in 1-2 Zimmerw[ohnung] zur Last. Vegetieren in östl[ich] unvorstellbaren

Verhältnissen u. leben von Almosen. Weder Berlin<sup>63</sup> noch sonst wer hilft. Ein Almosenempfänger] lebt drüben anders. Wieder Tote heute. Den Gruss an Dr. M[eyer]<sup>64</sup> von Zädchen[?] kann ich nicht bestellen, da er an einem andern Ort ist, sich hierher sehnt!!! [...] Über die Mentalität der Hiesigen kann man Bände schreiben. Und Personen, die von uns allein bei Einem wohnen, erleben „Bruns fluchliche Insel“. Alles Andere spielt sich auch im Raum ab! Gestern grosse erregende Andacht. Doch andächtig konnte man bei dem Tumult nicht werden. Aber erlebte ostischen Gottesdienst. Die [Gottes-]Häuser haben russische Formen. Unsere Hauptstrasse hat zum grossen Teil gelb-blaue Häuser, einstöckig. Satteldach. Balcon fast wie Reihenhäuser. [...] Treppen meist von aussen hinten. Markt aus Schlittenverkauf. Wir alle erkenntlich. [...] Wenn Ihr den Radau um mich hörtet, würdet Ihr diesen Brief noch kunstvoll finden.

21. März 1940

Wir haben zum I. mal unter dem Bett geschlafen. Ungewohnt, aber warm u. es ist gut so bei der Kälte. Vielen Dank. [...] Wir haben hier schon gut gelernt ohne Messer u. Gabel zu essen! Die Finger sind doch nützliche Werkzeuge. Aber die Toilettesachen tun doch wohl. Nur wohin? Die Wohnung enthält weder Schrank, noch Bett, noch Kommode! Herrlich sind unsre Pappteller, die uns das eigene Geschirr ersetzen. Einmal gibt man das kosch[ere Geschirr] nicht gern und dann ist die alte Bluse, die alles

wischt u. abtrocknet, doch nicht so sauber wie Pappe. Die Nüsse sind herrlich. Halten sehr lange vor. Herrschele ist begeistert vom Sweater. Jossele über d. Strümpfe. Alles bleibt zum Fest. Gibel, die Mutter, nahm d. seid. Strümpfe! Ich brauche keine.

23. März 1940

Ich schriebe gern mal über den Tagesverlauf: den meisten Teil verdöse ich. Vater ist ausgefüllter. Er beginnt mit Brotholen, Post, Besuchen. Er ist jetzt etw. entlastet. Aber alle wollen ihn gern haben. Ich mache rein, besorge die Wäsche, d. h. seit dem [Verkauf unseres Traurings] gebe ich Vaters weg. Dann ist sie schneller gewaschen u. baumelt nachts über unserm Kopf auf d. Leine. Um acht liegen wir. Es geniert nicht, daß dabei 10-20 Leute durchlaufen. Man lernt das. Auch früh zum Waschen. Vater schläft gut bis 7. Ich [schlafe] auch genug. [...] Vater u. ich essen fein ohne Besteck! Nur die Bubi To [=das Austreten] ist u. bleibt die Katastrophe. Da ist die Erkält[ung] stets neu. Vater geht in die Ruinen (Bomben). Ich alle 3 Tage! Die Füße sind [dabei] im Wasser. [...] Wo steht im N[eu]en T[estament] „furchtbar ist, in die Hände Gottes zu fallen“?<sup>65</sup> Sprach 5 Min. mit Finkel[scherer] darüber.<sup>66</sup> Aber das kommt selten vor. Denn man ist nicht trainiert u. ihm wie uns alle packt der Alltag, der eig[ene] Körper.

31. März/1. April 1940

Die Pakete kommen manchmal auch heil an. Sie werden z.T. wie es scheint

in Lublin geöffnet. Wir bekommen sie hier direkt zugestellt, d. h. unsere Leute, Leitung Postbeamter Grau aus Stettin,<sup>67</sup> holen alles von der Post u. wir bekommen es in einer alten Betschule, von der ich schon schrieb. Wir hatten lange keinen Zoll. Es ist Zufall. Gebühr 80 Groschen (ca. 50 Pf.) kostet jedes Päckchen oder Paket. Verzollt wird oft Tabak, der trotzdem oft nicht drin bleibt, Parfum, gröss. Mengen Süßes u. Neues. [...] Hier geht ein Wort um: Wir wohnen wie zu Sukkoth (Laubhüttenfest). Wir essen wie zum Kippur. Wir kleiden uns wie Purim (Fastnacht). Alles stimmt.

## Musik (IV)

<sup>63</sup> Damit ist erneut die „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ gemeint.

<sup>64</sup> Gemeint ist Dr. Martin Meyer (\*09.11.1872–20.06.1942) in Glusk.

<sup>65</sup> Vgl. die Lutherübersetzung von Hebr. 10,31: Schrecklich ist's in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.

<sup>66</sup> Herbert Finkelscherer (19.09.1903–31.12.1942), war der letzte Rabbiner der Synagogengemeinde Stettin.

<sup>67</sup> Luis Grau (\*03.04.1890), selbst „arisch“, war trotzdem mit Frau Sonja (\*26.05.1895) und seinen drei Kindern Rudolf (\*1919), Werner (\*1924) und Lilli (\*1929) deportiert.

# Aus den späteren Briefen von Anna Grüneberg<sup>67</sup> und Martha Bauchwitz

vorgetragen von Katja Klemt und  
Anja Taschenberg,  
als Sprecher Christian Holm

Frau Grüneberg

15. März 1940

Nun, liebes Lotting, hab vielen Dank für all Deine Post, immer ist große Freude, behalte Du nur Mut, nach dieser Zeit können wir wohl nochmal zusammen kommen ... Tante T. schickt auch schon, auch [Margarete Lachmund,] unsere treue Hilfe, denkt an uns in Liebe ... Wir haben ja alles verloren, nur alle einmal anzuziehen. In diesen vier Wochen noch keinmal Wäsche gewechselt, ach, man lernt alles und lebt sich mit allem ein, selbst mit dem Viehzeug, was wir nie gekannt. Unsere Nachbarin im Stübchen schimpft eben, da beißt son Aas und ich kann keins finden, natürlich wieder allgemeines Gelächter, ach ja, es gibt bei uns keine Tränen, da passen wir hier alle auf, die helfen doch nicht. Es sollen in den nächsten Tagen Preise verteilt werden, wer am besten fasten kann. Wenn Deine Post kommt, muß ich vorlesen, alle haben Dich schon hier lieb gewonnen mit allen lieben und tröstenden Worten für uns ...

Soeben habe ich den ersten Preis fürs Fasten erhalten: „einen Hustenbonbon“, na nu sieh Du noch, was doch Deine

Mutter alles kann ... Lege beim nächsten Brief doch einen Bogen zum Schreiben bei, da brauche ich nicht kaufen. So, nun will ich schließen, sei brav und tapfer, mein liebes Mädels, wir sind es auch.

Frau Bauchwitz

Sommer 1940

Wir leben hier alle in ewiger Spannung und Sorge. Man braucht und holt viele Leute! Viele von uns haben Disziplin. Hier große Aufregung. Es soll viel im Osten gearbeitet werden. Erdarbeiten. Viele kommen zu mir um Rat. Überhaupt [finden] Vater und ich viel Vertrauen. Vater ist überanstrengt. Er schafft es nicht mehr. Wir sind nicht mehr die Jüngsten.

Juli 1940

Ich sitze am Ackerrand. Hinter mir wogt goldener Hafer. Vor mir und den Weg entlang blüht blau die Wegewarte. [...] Immer wieder wird mein Blick von dir angezogen, blaue Blume. Da stehen deine Schwestern aneinandergereiht vor mir, eine, noch eine, eine größer, eine breiter ausladend – alle mit fast nackten Stengeln begehrend in die Luft weisend. Die Blätter umfassen den Stiel, schön geformt mit rotleuchtender Ader. Sind es deine Tränen, blaue Blume, rotblutend? Suchen deine Arme etwas und wollen es greifen, holen! Wegewarte, auf was wartest du? [...] Da endlich, endlich weiß ich, warum es mich immer wieder zu dir zieht, warum ich deine Formen in mich aufsauge. Auch ich stehe am Weg, auch ich warte wie du – auf den Erlöser! Blaue Blume der Romantik,

strecke deine Arme aus, weit, weit greife zum Himmel, hol ihn herunter. Glaube, die Stunde der Erlösung kommt. Und ich will's machen wie du. Ich werde warten und hoffen und glauben. Und wenn die Stunde der Erlösung da ist – dann denke ich an dich, blaue Wegewarte am Ackerrand.

17. Juli

Die Aussichten auf Durchhalten im Winter sind trüb. [...] Gestern der erste Selbstmord. Nicht vor Hunger. Aber Lebensekel ... Sollten wir noch bleiben [schickt uns] bitte Glühbirnen. Wir sind bei der letzten Kerze ...

August 1940

Wenn jemand Schlafdecken schicken kann, es schlafen immer noch mehrere auf der Erde ohne Decke. Viele liebe Päckchen aus München, Köln, Frankfurt von Unbekannten, natürlich für die Allgemeinheit ... Geflickte Kissen brauchen wir für Totenwäsche. Ich will nur in den Mottensack, denn Leinen brauchen die Lebenden.

Frau Grüneberg

13. September 1940

... Ne, liebes Lotting, so schwarz wie Du denkst, ist unser Leben hier aber nicht, trotzdem wollen wir gerne hier fort. Das Neuste vom Tage ist, es besteht jetzt eine Möglichkeit zur – Auswanderung! Und zwar nach Amerika, es ist diese Sache aber erst im Entstehen, doch eingetragen sind wir alle schon. So lieb wie ich meine Heimat habe, so glücklich

sind wir, wenn es heißt auswandern, da haben wir doch einen kleinen Lichtblick, endlich wieder mit Dir zusammen zu kommen, Lotting, freust Du dich auch ein bißchen? Nach welchem Ort ist noch nicht bestimmt, es soll wohl für uns Ausgewiesene eine Sonderaktion sein. Sowie ich etwas Näheres weiß schreibe ich Dir darüber, es ist doch nur erst der Anfang!

Frau Bauchwitz

22. September 1940

... Eine polnisch-jüdische Zeitung brachte im Briefkasten zweimal „Auswanderung und Paß aus dem Generalgouvernement nicht möglich“.

3. Oktober 1940

Wir denken an Euch alle, auch an die, welche verblendet unserer nicht gedenken in der Heimat.

10. Oktober 1940

Danke für das Päckchen. Heute war auch die Seife drin! Heute bekam ich Korinther, Römerbrief, Offenbarung ... Schickt mal etwas an Adolf Grüneberg, 16 Jahre, der zum zweiten Male Zwangsarbeit machte und sehr elend ist.

---

<sup>68</sup> Textwiedergabe nach der Edition von Irmfried Garbe (wie Anm. 30). Für die Textkomposition dieses Teils der Lesung danken wir Benjamin Schöler.

November 1940

Vor mir [liegen] die vier Apostel von Dürer. [...] Ich bekam den Faust und habe nun meine Lieben bald alle um mich ...

2. Februar 1941

Wir sind sehr lange ohne Nachricht von Dir ... wir frieren, frieren, frieren. 5° im Zimmer, trotzdem wir viel für Torf zahlen! Mir geht's nicht mehr so gut wie vorher.

Frau Grüneberg

8. Februar 1941

Liebe Frau Lachmund, auch zu Ihnen kommt heute die traurige Nachricht vom Ableben meines lieben Mannes. Er konnte dies leidvolle Leben hier nicht ertragen, fast ein langes, langes Jahr unseres so schweren Hierseins ist er doch krank gewesen. Es trat eine große Schwäche ein, keinen Mut, sich aufzurichten. Ich tat was nur in meinen schwachen Kräften stand, doch es half nichts mehr ...

Einsam ist es nun um mich her, doch ich gönne meinem lieben Mann die Ruhe. Meine lieben Stubengenossen umgeben mich mit rührender Liebe, alles tun sie für mich, doch keiner gibt mir zurück, was mein geliebtes Leben war ...

Nun werde ich von all den lieben Leuten beredet, doch zu versuchen, hier fortzukommen. Doch darf ich hier bei keiner Behörde anfragen. Wäre es wohl möglich von dort? Aber nur die eine Hauptbedingung, wenn der Junge mitkommt! Allein ließe ich mein Kind nicht hier, dann will ich lieber alles noch

ertragen. Gern, sehr gern möchte ich zur Heimat zurück, ich bin ganz kaputt, schreibe schon zwei Tage an dem Brief. Mit vielen Grüßen und immer wieder für alle Liebe innigen Dank!

Frau Bauchwitz

10. Februar 1941

Eine Hyazinthe ist erblüht – zur Freude aller.

## Musik (V)

Frau Grüneberg

Mai 1941

Nun liebe treue Hilfe möchte ich recht bald zum Innenministerium mein Bittgesuch schreiben, u. möchte ich Ihren baldigen Rat dazu haben, ob ich es in dieser Art schreiben kann: Ich, die unterzeichnete A.G. geb. ... sowie der Sohn A. geb. ... bitten höflichst um Wiedereindeutschung ins Reich. Wir sind im Feb. 40 nach hier gekommen. Mein Mann starb Feb. 1941, war Jude. Ich bin aus der jüdischen Gemeinde ausgeschieden, mein Sohn war schon 1935 abgemeldet. – Darf ich noch beschreiben, daß wir wohl aus Versehen mit nach hier gekommen sind? oder wird eine Behörde dadurch böse? Auch möchte ich noch bitten, uns doch recht bald von hier zu erlösen, da wir nicht noch einen so harten Winter miterleben möchten.

Frau Bauchwitz

27. Mai 1941

Bitte [schreibt] sofort eilends an Elsa, daß die von ihr erfragten Naturalsendungen sehr erwünscht sind, da sie wertbeständig sind und mit den Kletterpreisen hier mitgehen, während Geld wenig hilft. Der Zoll sei zu tragen. – Bitte, bitte schreibt gleich. Not ist hier groß ... Leider liegt Günter K. im Spital mit Typhus ... ich gebe heute eine Citrone. [Eine Citrone], das ist überhaupt das Schönste!

Frau Grüneberg

2. Juli 1941

... in meiner Wohnung ist ein kleiner Vorflur mit einem Fenster drin, das habe ich so niedlich fertig gemacht, da heißt es bei den Bekannten, Ihr Fenster sieht nach der Heimat aus ... von jeder Seite eine kleine Gardine, in der Mitte hängt eine längliche Blechbüchse, gefüllt mit frischem Grün und Feldblumen. Sogar Soldaten, bei ihrem Spaziergang durch dieses grausame Viertel fanden dies Fenster wohl nett und knipsten es gleich. Leider habe ich kein Bild davon bekommen. Man kennt doch niemand und darf ja auch nicht mit ihnen sprechen ...

Was man alles überlegt, was man alles bedenkt, [dann] bitte ich immer wieder, daß die Nerven nicht versagen. Mit Grauen denke ich schon an den Winter, schrecklich ein Stübchen ganz dunkel und dann noch trübes Wetter und Kälte ... Von jetzt ab müssen wir auch Steuern zahlen, eine Art Hauszinssteuer, Kopfsteuer zahlen wir schon ...

13. September

... Es kann ja auch niemand unsere Einsamkeit verstehen, immer und immer Sehnsucht nach der lieben Heimat, zumal unser Schicksal in diesen Tagen viel schlimmer geworden ist ...

Schade nur, daß ich jetzt auch nicht mehr zum Hügel meines geliebten Toten gehen darf! ... Ich habe doch noch ein Bild und muss zufrieden sein ... Wie gut Sie doch alles verstehen und mit welcher Liebe Sie alles durchdenken. Die Strickjacke habe ich mit großer Freude bekommen. Ich will ganz offen sein, vor Freude habe ich geweint! Es gibt doch so viel liebe, gute Menschen, die so große Wertgegenstände für uns opfern ... Gerne, wenn ich offen sein soll, nehme ich statt Geld die Sachen ...

Frau Bauchwitz

12. Oktober 1941

... Auch viel Trauriges, nirgends ein Lichtblick. Ein blühender einundzwanzigjähriger Junge, alte Leute, Frauen im besten Alter halten der Seuche nicht stand. Und dazu die furchtbaren Zustände im „Spital“. Es läßt sich nicht beschreiben ... Dazu Schnee und Regen und Sturm und ungeheure Wege. Man kann noch so vorsichtig gehen, man gleitet und liegt im Morast. Ich gehe kaum aus. Man besorgt mir viel ... Bald blühen Eisblumen, die nimmt man uns noch nicht. Aber die vielen Fensterlosen!

18. Dezember 1941

Leider keine Nachricht von Euch. Aber eine Zeitung. Vater entnahm daraus, daß

wir im Kriege stehen, und glaubte es vorher nicht. Sonst seit gestern Abend nichts Neues, nur daß wir morgens wieder erwacht sind, Feuer gemacht usw. Wie schön wäre es, sehr sehr lange zu schlafen zur ewigen Ruhe, dann wüßtet Ihr uns geborgen. Seid alle begrüßt. Mutter

29. Dezember 1941

Der große Briefwechsel mit den Fremden und Unbekannten hat fast ganz aufgehört. Fast niemand mehr im Lande. Das Empfangen der Pakete, ihre Aufnahme, die Abrechnung, die Antworten, die Bitten für so viele – alles tempi passati.

17. Januar 1942

Jetzt hat Vater auch erfrorene Zehen und Finger ...

25. Januar

... 3° im Zimmer. Klamme Finger, kalte Füße! Aber innerlich bin ich warm, denn ich sehe, wie die Sonne sich bemüht, die Fenster, phantastisch schön durch Eisblumen, aufzutauen; und so kommt Frühlingsahnen über mich.

Februar 1942

Soeben bis ohne Atem mit vier Jungen gesungen und getanzt: „Wir öffnen jetzt das Taubenhaus ...“

## Musik (VI)

Frau Bauchwitz

27. Februar 1942

[... Eben sah ich] die Chaussee mit Menschenmassen – zu Fuß 15 km!

– auf hier zukommen. Vorher kamen schon Wagen mit Kranken oder Alten. Es war die gleiche Chaussee, auf der am Montag unsere Leute fortgingen. ... Wir haben noch Brot und 1 kg Kartoffeln. Aber andere haben das nicht mehr. Von unseren Leuten keine Nachricht, sie sollen gar nicht weit sein, an der Grenze am Bug – [aber das sind] Gerüchte! Wahr wird nur sein, dass etliche tot sind.

2. März 1942

Hier täglich furchtbares Erleben. ... Seit drei Tagen 1200 vom Westen und aus Berlin hier gelandet. Man kommt sich selbst wie neu evakuiert vor unter all den fremden Gesichtern. [...]

5. März 1942

Gestern beerdigten wir Else M. Seit neuem bekommen unsere Toten einen Holzkasten, roh, aber besser als so in die Erde. Es war erschütternd zu sehen, wieviel neue Gräber entstanden sind. Ein Feld! Auf manchen liegt der Schnee zwei Meter hoch. Und wenn er schmilzt, schwimmen die Toten mit, denn die Grube ist ganz flach.

Ich konnte [bei der Beerdigung] nicht genug Himmel und Luft in mich aufnehmen. ... Ich mußte an den Akt in Fidelio denken, wo die Gefangenen unerlaubt das liebe Himmelslicht sehen.

6. März 1942

Wir werden voraussichtlich mit der neuen Kennkarte staatenlos werden, denn wir haben uns ja zwei Jahre aus der Heimat entfernt! Allmählich glaubt man das selbst, wenn es auch weh tut.

Staatenlos erschien mir früher als etwas Furchtbares, was es ja auch ist, wenn man wie wir und viele andere so deutsch war.

Frau Grüneberg

12. März 1942

Heute muß ich mich doch aufraffen und schreiben. Ich kann nicht mehr weiter. Ihr lieber Einschreibebrief kam heute hier an, ich will nicht undankbar sein, mir alle Mühe geben und schreiben. Wer weiß, wie lange uns noch Post erreicht. All meine lieben Bekannten sind fort[gebracht worden]. [...] Ich ging gleich zuerst zur Gemeinde und sagte, daß mein Gesuch zur Rückwanderung läuft. Da wurde ich mit dem Jungen zurückgestellt. Doch wer weiß, wie lange, wir haben kein Zuhause und keine Heimat mehr. ... ich bin bald am Ende meiner Kraft. ... Nun sind hier wieder viel, viel Menschen angekommen, alles hofft auf Arbeit und Brot, und es gibt hier nichts. ... Mein letztes teures Andenken von meinem lieben Mann ist auch fort, wovon sollten wir sonst leben?

26. März 1942

... Wir sind gesund und noch hier. Viele liebe Bekannte [sind] fort. Brief folgt. [...] Helft! Sorgt für eine Rückfahrt, wenn's geht – schnell!

Frau Bauchwitz

30. März 1942

Ich kann an unseren Złotys die Tage ausrechnen, die wir bei allem Verzicht

auf ausreichende Pflege zu leben haben. Und ich dachte, es wäre das Beste und Gesundeste, selbst den Weg zu gehen, der keine Rückkehr gibt. Ich stand früher auf dem Standpunkt, daß der Mensch kein Recht über die Dauer resp[ektive] die Abkürzung des Lebens habe. – Ich bin anderer Ansicht geworden. Aber da muß ich mich fügen, bis der Tag da ist, da Vater noch nicht will.

4. April 1942

[... Wir sind] körperlich gesund. Wir sehen aber viel Trauriges, viele Kranke und [... Verwirrte, in Irrsinn gefallene]. Vater ist kolossal beschäftigt, trotzdem [mit dem letzten Transport] sechs Ärzte aus Odenwald, Mähren und Berlin mitgekommen sind. [...] Heute Nacht viel Schnee. Und der Schmutz in der Stube! Täglich. Und die Unruhe überall und das Elend. Unsere gefrorenen Glieder tun noch weh. Aber mal muß ja auch das zu Ende sein. Morgen ist Ostern. Trotz allem werde ich den Osterspaziergang (aus Goethes Faust) Vater sprechen. Ich habe heute Nacht Generalprobe gemacht, die nicht gut war. Dann wird's morgen bestimmt gut. Mutter.

Sprecher

Am folgenden Tag, dem Ostersonntag des Jahres 1942, wurde das Ehepaar Bauchwitz zusammen mit den meisten anderen Gettobewohnern in ein Vernichtungslager deportiert – vermutlich nach Belżec. Damit verliert sich ihre Spur. Frau Grüneberg blieb zusammen mit ihrem Sohn wegen ihres Rückwan-

derungsgesuches von diesem Transport verschont.

Frau Grüneberg

3. Juni 1942

Ob wohl die Regelung meiner Angelegenheit lange dauert? Doch ich will ja immer wieder ein bißchen Geduld aufbringen, habe ich doch die bittere Zeit geschafft, werde ich noch warten, bis uns die Sonne scheint. Von der Gestapo erhielt ich folgendes Schreiben: „Gegen das Wohnen der Grüneberg und deren Sohn außerhalb des Ghettos bestehen sicherheitspolizeilich keine Bedenken.“

8. August 1942

[... Ein Beamter] in Lublin sagte mir, ich könnte wohl zurück, doch nicht der Junge – na, dann bleibe ich auch lieber hier. Lieber, sehr viel lieber wäre uns beiden doch die Heimreise. ...

[Einige] meinen, es würden durch die Heimreise nach Anklam immer neue Wunden aufgerissen; nein, der Meinung bin ich nicht, die Wunde meines Erachtens bleibt, solange ich der Heimat fern bin.

2. Oktober 1942

Meine Lieben in der Heimat und treue Hilfe, gestern nach einem sehr schweren Tag mal wieder alle Behörden angelaufen und fast nichts erreicht. ... In Lublin wurde ich von einem Büro zum andern geschickt, immer wieder bekam ich die Antwort: es ist eben ein Einzelfall, den können wir nicht bearbeiten. Zuletzt wurde ich zum Kreishauptmann ge-

schickt. Dort war ein sehr feiner und freundlicher Herr, der mir folgenden Rat gab, und zwar, an den Landrat in [Anklam] zu schreiben, dort zu bitten, mir zwei deutsche Kennkarten nach hier zu schicken. Ob es so Erfolg haben wird, weiß ich ja noch nicht. Von [Anklam] hängt nun vieles, vieles ab! Doch gab er mir gleich wenig Hoffnung, daß Adolf die Erlaubnis erhielte. Aber ohne den Jungen gehe ich nicht zurück. Dazu ist es hier keine Heimat, wo man ein Kind zurückläßt. ...

Doch ich will alles mit Geduld tragen, nur bitte ich immer wieder den lieben Gott, uns beiden doch die Heimat zurückzugeben, ich möchte hier nicht die Augen schließen. Die allerherzlichsten Grüße zur geliebten Heimat senden wir beide. Gott möge uns schützen!

Sprecher

DieswarterletzteBriefvonAnnaGrüneberg. Ihre in Anklam lebende erblindete Schwester Getrud, verwitwete Schönbeck, erhielt am 2. Januar 1943 durch einen Polizeibeamten auf mehrfache Nachfragen bei den Ämtern im Generalgouvernement von der Sicherheitspolizei in Lublin die Nachricht ausgehändigt: „Frau Grüneberg und Sohn sind seit Oktober 1942 unbekannt wohin verzogen.“ Die blinde Schwester in Anklam gab die Suche nach Anna Grüneberg dennoch nicht auf. Mit Hilfe von Margarethe Lachmund in Greifswald wiederholte sie noch im Januar 1943 ein Schreiben an den Greifswalder Landrat Becker: „Meine Schwester

Anna Grüneberg, geb. Schüler, bis Februar 1940 wohnhaft in Anklam, seit Juni 1942 wohnhaft Piaski, Kr. Lublin, ulica Orjodowa 22, bei Leona Switocza, teilte mir in einem Brief vom Oktober 1942 mit, daß ihr geraten wäre, von der Kreishauptmannschaft Lublin, sie solle sich zur Erlangung einer deutschen Kennkarte für sich und ihren mit ihr zusammen lebenden Sohn Adolf an das Landratamt Anklam wenden. Da wir seitdem nichts von meiner Schwester und ihrem Sohn gehört haben [...] möchte ich nun für meine Schwester [...] und ihren Sohn [...] den Antrag auf Ausfertigung von Kennkarten stellen, da ich fürchte, sie können in einer Notlage sein, in der die Kennkarte ihnen besonders nötig sein könnte.“ Vom Landrat kam Ende Februar der Antrag mit Ablehnungszeile zurück. Frau Lachmund notierte nach dem Krieg auf der Abschrift dieses Schreibens: „Landrat Becker, der die Landkreise Anklam und Greifswald verwaltete, hatte, als ich Anfang Oktober Rücksprache mit ihm nahm (oder Ende September) mir zugesagt, Frau Grüneberg und ihrem Sohn Adolf Kennkarten auszustellen, wenn sie ihm die Fingerabdrücke aus Lublin, bei den dortigen Behörden anfertigen ließen und ihm zugesandt würden. Von der Fahrt Frau Grünebergs und ihres Sohnes von Piaski nach Lublin, um diese Fingerabdrücke dort machen zu lassen, sind beide nie in ihre Unterkunft zurückgekehrt.“

## **Musik (VII)**



**ISBN 978-3-86006-357-6**

**Herausgeber**

Der Rektor der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald  
Prof. Dr. Rainer Westermann

**Redaktion**

Dr. Irmfried Garbe, Theologische Fakultät

**Satz**

Sabine Köditz, Presse- und Informationsstelle

**Abbildung**

Das deportierte Ehepaar Dr. Max und Martha Bauchwitz aus Stettin,  
aufgenommen 1940 in einem Fotostudio am Deportationsort Piaski.  
Quelle: G. Hoyer-Kaiser

**Grafische Konzeption**

dpc – digital print copy Greifswald  
Abteilung Werbung

**Herstellung**

Druckhaus Panzig